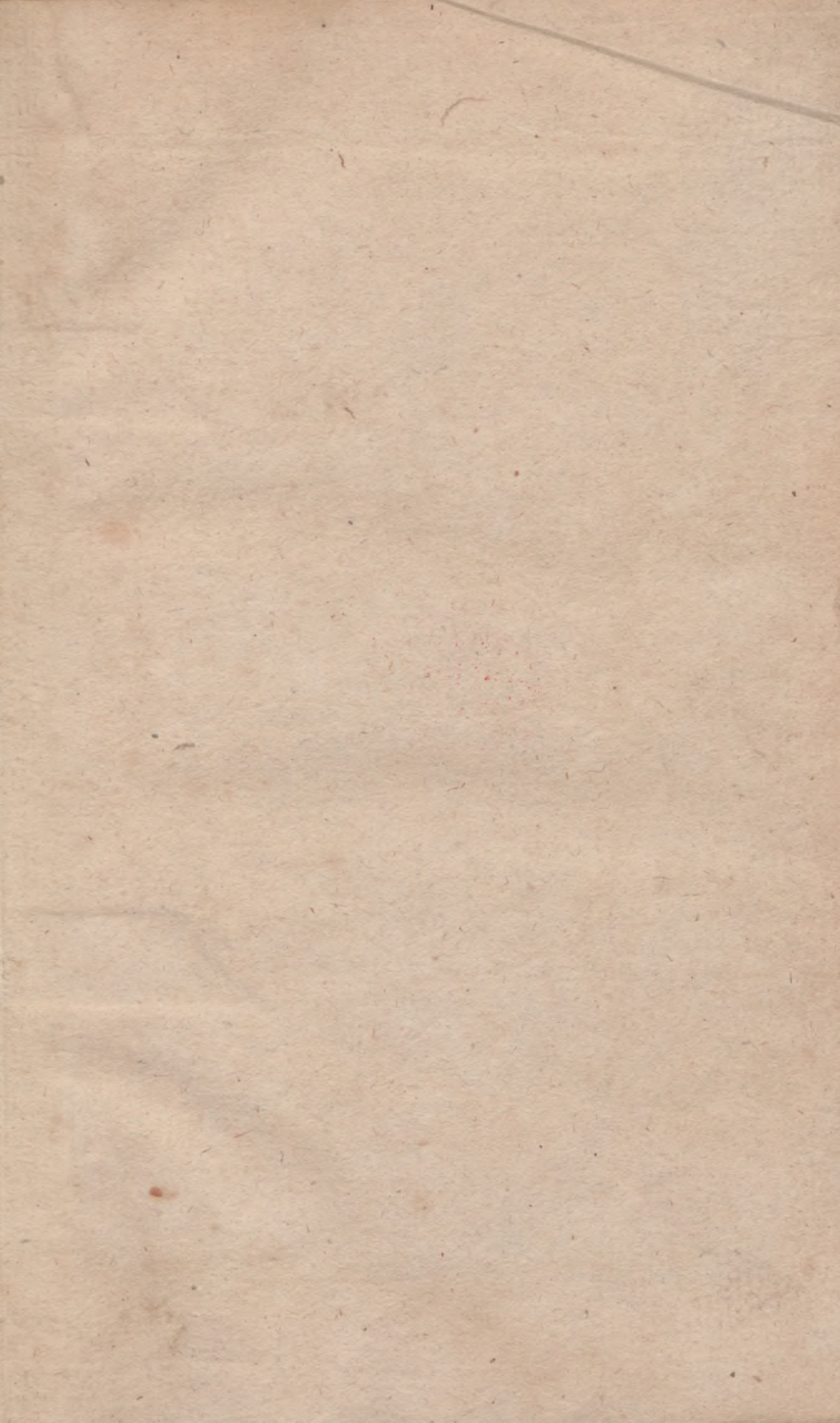
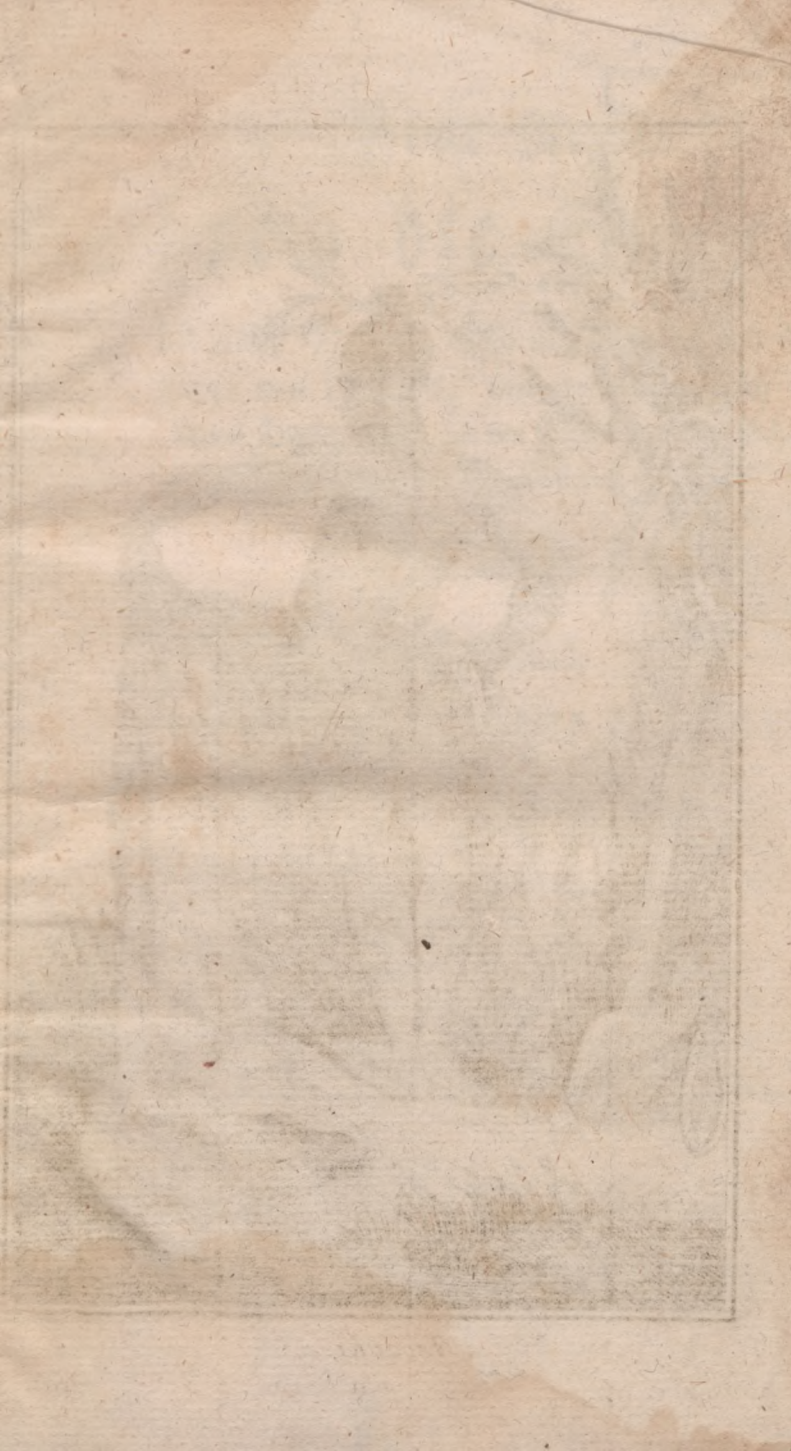


Fo 1









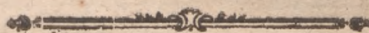


TACOURI.

Liebe. sc.

EEA  
Neue Reise  
durch die Südsee,

im Jahr 1771 und 1772, angefangen von dem  
Herrn von Marion, und geendiget durch den  
Ritter Duclesmeur, aus den Tagebüchern der Schiffe  
zusammengetragen von Herrn Crozet.



Mit einem  
Auszuge aus des Herrn von Surville  
Reise in eben diesen Meeren.

Aus dem Französischen.



Mit Churfürstlich Sächsischer allergnädigster Freyheit.

---

Leipzig,  
bey Caspar Fritsch, 1783.



3235



91966





## Vorbericht

des Uebersetzers.

**D**as Französische Original dieser Reise ist 1783 in groß 8 zu Paris erschienen. Man hat geglaubt, den deutschen Lesern einen Gefallen zu thun, wenn man sie ihnen bekannt machte, weil sie durch ziemlich unbekannte Gegenden unsrer Weltkugel führt. Sie ist gewissermaßen als ein Anhang der im Fritschischen Verlage gedruckten Uebersetzung der Reise des Herrn von Bougainville um die Welt, wovon die zwote Auflage an voriger Oftermesse gedruckt ist, anzusehen, weil der von jenem nach Europa mitgenommene Wilde, No-touru, durch Herrn von Marion wieder zurückgebracht werden sollte. Sie ist aber auch dadurch interessant, weil sie zu den auf Cook's Reisen um die Welt gesammelten Nachrichten von Neu-Seeland nicht

## Vorbericht des Uebersetzers.

unbeträchtliche Supplemente liefert, und weil die Länderkunde durch sie mit verschiedenen neuen Inseln, deren Lage genau bestimmt ist, bereichert wird. Ueberhaupt ist dieses Buch denen unentbehrlich, welche die zu unsern Zeiten gethanen Reisen um die Welt nach den Südländern vollständig sammeln. Die Kupfer hat man, um es nicht zu übertheuern, bis auf das Titelpapier weggelassen, weil sie theils Neu-Seeländische Trachten, die schon in Cooks erster Reise, die Hawkesworth herausgegeben, stehen, theils einige kleine bloß Seefahrern nützliche Seeausichten darstellen. Die Abbildung einer Cedernart schien auch überflüssig, da in dem Buche selbst keine genaue botanische Beschreibung vorkommt, und auch nicht einmal, vermöge Französischer Flüchtigkeit, genau angezeigt ist, wohin das Kupfer gehört.



## V o r b e r i c h t

des Französischen Herausgebers, darin einige zu wissen nöthige Puncte der Reisebeschreibung berichtet werden.

**D**as traurige Ende des Herrn von Marion, eines würdigen und einsichtsvollen Officiers, ist bekannt: aber die genauen Umstände dieser schrecklichen Begebenheit sind es nicht. Man hat geglaubt, daß sie es verdienen, genauer bekannt zu werden, ja es wäre zu wünschen gewesen, daß eine so interessante Reise, als die vom Herrn von Marion, eher im Druck erschienen wäre. Beyde Reisen, so wohl die vom Herrn von Marion, als die vom Herrn von Surville, machen Frankreich Ehre, und liefern ansehnliche Beyträge zum Fortgang der Schiffahrt und der Hydrographie. Kurz vorher, ehe diese Reisebeschreibung öffentlich bekannt gemacht werden sollte, erfuhr der Herausgeber erst, daß der Ritter Duclesmeur nach des Herrn von Marion Tode das Obercommando bey der ganzen Unternehmung bekam, folglich muß alles, was in der Reise nach dem 12 Junii 1772, als dem Tage der Ermordung des Herrn von Marion, vorfiel, von dem Ritter Duclesmeur verstanden werden, der gegenwärtig Lieutenant eines Kriegsschiffes ist. Der Leser wird mit Vergnügen sehen, daß dieser

\* 3

Officier,

## Vorbericht

Officier, der sich nachgehends bey der Flotte des Grafen von Touche-Treville ungemein hervorthat, damals aber noch sehr jung war, die Unternehmung mit eben so viel Klugheit, als Thätigkeit, vollends hinaus führte. Er berief nach der Ermordung der Franzosen in Neu-Seeland die Officiers von beyden Schiffen unter seinem Commando zusammen, und nahm mit ihnen die thätigsten Maaßregeln, um die Leute, welche auf den verschiedenen Posten zerstreuet waren, wieder glücklich an Bord zu bringen. Er war auch so glücklich, alle Officiers, Matrosen und Soldaten, die, außer den ermordeten drey Officiers und 22 Matrosen, noch übrig waren, zu retten, obgleich die Wilden ihnen auf alle Weise nachstellten.

Auf der achten Seite steht, daß der Mascarin und Castries an einander stießen. Das letztere Schiff hatte beygelegt, und der Mascarin wollte vor ihm vorüber, um mit ihm zu reden, ein Verfahren, das nicht anders, als durch die höchste Noth, gerechtfertigt werden kann, weil das Schiff, welches commandirt, sich allemal hinter dem legt, welches beygelegt hat. Dem sey wie ihm wolle, der Schade des verlorenen Fockmasts und Bogsprits ward in drey Tagen ersetzt. Dieser Zufall hinderte den Ritter Duclesmeur also nicht, wie der Herausgeber glaubt, den Herrn von Marion zu versichern, daß er im Stande wäre, ihm zu folgen, denn sein Schiff behielt, dieses Unfalls ungeachtet,  
noch

noch allemal den Vorzug im Seegeln. Er versprach dem Herrn von Marion zu wiederholtenmalen ausdrücklich, daß er fest entschlossen sey, alle Gefahren der Reise mit ihm zu theilen, und war nicht schuld daran, daß jener beständig zwischen dem 46°. und 47°. südlicher Breite blieb. Herr von Marion mußte also wohl seine besondern und andre Ursachen haben, warum er nicht höher gegen Süden hinauf gieng, als den Zufall, welcher dem Castries bezeugnete.

Alle Bemerkungen in Ansehung der Geographie und der Sitten der Indianer sind aus dem Tagebuche des Herrn Crozet genommen, welcher nach des Herrn von Marion Tode das Commando des Mascarin übernahm, und unter den Befehlen des Ritters Duclesmeur bis zu dessen Abreise von den Philippinischen Inseln blieb. Vom Herrn Crozet rühren auch die Plans der Französischen Original-Ausgabe her. Er ward wegen seiner Verdienste nach der Rückkunft in Frankreich zum Kapitän eines Branders vom Könige erklärt.

Was die Reise des Herrn von Surville betrifft, so konnte man unmöglich einen so ausführlichen Auszug davon liefern, als man wohl gewünscht hätte. Er durchschiffte das Südmeer zu gleicher Zeit, als der berühmte Kapitän Cook; seegelte den 3 März 1769 aus dem Ganges ab, und warf in einer Bank von Neu-Seeland, die er Lauriston nannte, zu eben der Zeit

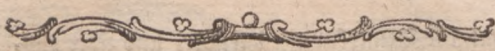
Anker,

## Vorbericht des Herausgebers.

Anker, als Kapitän Cook die beyden Spitzen, welche den Eingang dieser Bay formiren, aufnahm. Gleichwohl wußten beyde nichts von einander. Herr von Surville verließ Neu-Seeland, durchstrich das Südmeer, und langte im April 1770 in Peru an.

Der Herausgeber schreibt die Ermordung der Franzosen in Neu-Seeland den Feindseligkeiten zu, welche von dem Schiffe des Herrn von Surville begangen wurden. Inzwischen hat die Desertion eines dem Herrn von Marion zugehörigen Negers etwas dazu beytragen können, die Neu-Seeländer in Harnisch zu bringen, die sich schon wegen der Bestrafung eines der ihrigen beleidigt hielten. Denn ob es gleich in der Erzählung heißt, daß man den Wilden, welcher den Säbel bey der Pulverkammer gestohlen hatte, unbestraft frey ließ, so versichert Herr von Duclesmeur doch, daß er in Fesseln gelegt ward, und daß die andern Wilden, welche über diese Behandlung erschrocken, die Flucht nahmen, davon schwommen, und Herrn von Marion droheten, daß sie sich rächen wollten.

Es läßt sich keine Ursache angeben, warum Herr Crozet den Einwohner von Otahete, Namens Motourou, welchen Herr von Bougainville mit sich nach Frankreich nahm, in seiner Nachricht den Rahmen Manoa beylegt.



## Inhalt.

---

Ursachen der Reise und ihr Anfang	I
Entdeckung einiger südlichen Inseln	5
Landung an einer dieser Inseln. Beobachtungen auf derselben	10
Fortsetzung der Reise. Landung auf Diemens Land. Anmerkungen darüber, und über die Einwohner	12
Reise von Neu-Holland nach Neu-Seeland. Beschreibung des Landes. Dörfer in Neu-Seeland	18
Nahrungsmittel der Einwohner, ihre Kleidungen, Industrie und Religion	33
Fernere Vorfälle im Inselhafen. Tod des Herrn von Marion. Trauriges Ende des Aufenthalts auf dieser Insel	45
Allgemeine Beobachtungen über die Sitten und Gewohnheiten der Einwohner des nördlichen Theils von Neu-Seeland	65

## Inhalt.

Phyikalische Bemerkungen darüber, und über einige der dortigen Producte	80
Abreise von Neu-Seeland. Fernere Reise durch die Südsee	94
Beschreibung der Insel Guam, und der dasigen spanischen Niederlassung	97
Vom Feldbau und der Industrie der Indianer auf Guam. Verschiedene daselbst gemachte Beobachtungen	112
Abreise von Guam. Fahrt nach den Philippinischen Inseln	124
Aufenthalt in der Bay von Manilla. Beschreibung des Hafens von Cavitte, und unsre Beschäftigungen daselbst	129
Bemerkungen über Manilla und dasige Kolonie	133
Auszug aus dem Tagebuche der Reise des Herrn von Surville	142





# Neue Reise

## durch die Südsee.

---

### Ursachen dieser Reise, und ihr Anfang.

**H**r. von Bougainville hatte auf seiner Reise um die Welt in den Jahren 1768 und 1769 einen Eingebornen von der im Südmeere belegenen Insel Otaheite mit sich nach Frankreich genommen. Dieser fand durch sein offnes Wesen und seine guten natürlichen Eigenschaften vielen Beyfall in Paris. Die Regierung schickte ihn nach Isle de France mit dem Befehl zurück, daß er von dort aus wieder nach seinem Vaterlande geschafft werden sollte.

Hr. Marion du Fresne, Kapitän eines Bränders, und ein geschickter Seeofficier, ergriff diese Gelegenheit, sich durch eine Reise und durch Entdeckungen in wenig bekannten Meeren hervor zu thun, und erbot sich bey dem Aufseher der Kolonien von Isle de France, den Indianer auf seine Kosten nach seinem Vaterlande zu bringen. Er verlangte nichts weiter, als daß ein Königliches Flutschiff einem ihm gehörigen Schiffe beygesellet werden sollte, und erklärte sich nochmals, alle bey diesem Zuge auflaufende Kosten zu bezahlen. Die Aufseher schossen also die verlangten Summen zur Ausrüstung der beyden Schiffe vor, nachdem Hr. von Marion sichere Anweisungen zu Bezahlung der aufgewandten Kosten gegeben hatte.

Ob nun gleich durch diese Einrichtung die ganze Unternehmung allein dem Herrn von Marion zur Last fiel, so gab der Intendant der Kolonie ihm doch eine weitläufige Instruction mit, was für Länder er suchen, und was für physikalische und moralische Beobachtungen er auf der ganzen Reise anstellen sollte.

Er sollte nemlich weit gegen Süden laufen, und sich bemühen, dort Inseln oder das feste Land zu entdecken, welches man gegen den Südpol zu liegen glaubt. Insonderheit wünschte der Intendant der Isle de France und Bourbon, daß er die diesen Inseln am nächsten liegende Nordküste desselben, welche ein gemäßigtes Clima haben müßte, genau untersuchen möchte. Er hoffte dort Masten und eine Menge andrer Bedürfnisse zu finden, die seine Inseln mit Mühe und großen Kosten aus dem Mutterlande ziehen müssen. Er gab dem Hrn. von Marion zu verstehen, daß die stürmische Jahreszeit vom November bis zum April, wo man die Schiffe auf der Isle de France nicht gehörig gebrauchen könne, sondern im Hafen behalten müsse, darin sie bey Stürmen nicht einmal sicher, und der Kolonie zur Last lägen, zur Fahrt nach den südlichen Polarländern die schicklichste wäre, daß es folglich sehr vortheilhaft wäre, jene Länder zu entdecken, und daß die Isle de France und Bourbon große Vortheile dadurch gewinnen würde. Hr. von Marion sahe die Wichtigkeit dieser Gründe ein, und brannte vor Begierde, sich durch Entdeckungen Ruhm zu erwerben, welche, wie er leicht vermuthen konnte, einer Kolonie, wo er sein ganzes Vermögen besaß, ein neues Leben geben würden.

Der Hof hatte den Schiffslieutenant Kerguelen nach Isle de France geschickt, und ihm erlaubt, durch seine Entdeckungen die Kenntniß von den bewohn-

ten,

ten, oder wenigstens bewohnbaren Gegenden unsrer Erdkugel in jenen Gegenden zu erweitern. Es war höchst nöthig, den Hrn. von Marion zur Ausführung der Absichten des Hofes ebenfalls zu gebrauchen, zumal da dieser die Reise zu einer dem Anschein nach bequemern Jahreszeit antrat, als Hr. von Kerguelen absegeln konnte, und seinen Lauf nach ganz andern Gegenden richten sollte. Diesen Einrichtungen zu Folge suchte Hr. von Marion die erfahrensten Officiers in der Kolonie aus, und nahm mich \*) als zweyten Lieutenant mit.

Der Einwohner von Otahete, Mayoa \*\*) gieng den 18 October 1771 mit Hrn. von Marion an Bord. Beyde Schiffe, nemlich der Mascarin, unter dem Befehl des Hrn. von Marion, und der Marquis von Castries, kommandirt vom Chevalier Duclesmeur, liefen anfangs auf der Insel Bourbon ein. Hier befiel der Indianer mit den Blattern, wovon er den Keim vermuthlich aus Isle de France mitbrachte, weil sie bey der Abreise der Schiffe dort schrecklich wütheten. Dieß nöthigte Hrn. von Marion, die Insel Bourbon schleunig zu verlassen, weil man diese Krankheit hier für so gefährlich, als die Pest, hält. Er segelte also nach der Bay des Forts Dauphin auf der Insel Madagascar, um die Krankheit erst auswüthen zu lassen, und sie nicht nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu bringen, welches er nothwendig vor der großen Reise besuchen mußte, um sich vorher mit allen Bedürfnissen zu versorgen.

A 2

Den

\*) Den Herrn von Crozet.

\*\*) Oder Motourou, wie ihn Herr von Bougainville nennt.

Den Tag, nachdem wir in der Bay des Fort Dauphin geankert hatten, starb der Indianer, und es ward über seinen Tod ein gerichtliches Instrument aufgesetzt. Da nun der Hauptzweck unserer Reise, den Indianer nach Otaheite zurückzubringen, wegfiel, so wäre es vielleicht schicklicher gewesen, die Schiffe nach Isle de France zurückzubringen, und bis auf weitere Bestimmung abzutakeln, aber die Begierde nach nützlichen Entdeckungen, und sich durch eine neue Reise hervor zu thun, unterdrückte beyhm Hrn. von Marion alle übrigen Betrachtungen.

Wir richteten also unsere Fahrt nach gedachtem Kap, versorgten daselbst unsre beyden Schiffe in wenig Tagen auf eine Reise von 18 Monaten, und traten darauf den 28 Dec. 1771 Vormittags um 11 Uhr unsre Fahrt gegen Süden an, in der Absicht die südlichen Polarländer zu entdecken. Hr. Losier Bouvet hatte sich bereits 1737 damit beschäftigt, und ein Kap entdeckt, das er das Kap der Beschneidung nannte. Dieses Land war aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht eben dasselbe, wo Kapitän Gonneville 1703 gelandet hatte. Aus der von Bouvet angezeigten Fahrt schloß Hr. von Marion, daß er diese Länder Ostwärts von dem Meridian, der durch Madagascar geht, suchen müsse.

Vom Tage der Abreise vom Vorgebirge der guten Hoffnung fiel nichts merkwürdiges vor bis zum 7 Januar 1772, da uns die Observationen zeigten, daß wir uns in der Breite der Inseln Dina und Marzeven befanden, welche auf van Ceulens Karte zwischen dem 40 und 41 Grad südlicher Breite liegen. Ich weis nicht, warum die neuern Hydrographen ihrer nicht Erwähnung thun, da sie doch verschiedene Holländische Schiffe sehr gut gekannt haben. Man hat mich versichert, daß sie viel Holz und auch Wasser haben.

Wir

Wir schätzten unsre Länge den 7 Januar auf  $20^{\circ}.43'$  Westwärts vom Pariser Meridian. Den folgenden Tag sahen wir viele Alken (Goëlettes), welche uns die Nähe der gedachten beyden Inseln vermuthen ließen. Das Meer hatte sich ganz geändert; es schlug große Wellen, und der Wind blies heftig. Inzwischen verließen wir diese Gegenden den 9 Januar, weil wir die Auffuchung der Südländer für unser einziges Augenmerk hielten.

Den 11 Jan. beobachtete ich die Breite  $45^{\circ}.43'$  südlich, und schätzte die Länge  $28^{\circ}.46''$  Ostwärts vom Pariser Meridian. Obgleich der Januar auf der südlichen Hälfte der Erdkugel das ist, was der Julius auf der nordlichen, so empfanden wir doch mitten im Sommer, und mitten in der gemäßigten Zone eine heftige Kälte. Wegen des Schnees, welcher die ganze Zeit über, da wir uns in diesen Gegenden aufhielten, fiel, konnten wir diese Kälte nicht für eine gählinge Veränderung des Clima halten.

Den 18 Jan. sahen wir Alken, Seehunde, und viel Seetang (goëmen). Um sechs Uhr fand sich in 130 Faden kein Grund. Wir zogen das große Segel ein, und fuhren die Nacht nur mit den beyden Marssegeln. Das Wetter war gut, aber neblicht. Beym Untergange der Sonne zogen die Seevögel gegen Osten und Ostsüdost, welches Land in dortiger Gegend ankündigte.

### Entdeckung einiger südlichen Inseln.

Den 13 Jan. früh um sechs Uhr sahen wir Möven und andere Vögel, die sich nie weit vom Lande entfernen, aus Westen kommen. Wir liefen gegen Ostsüdost, sahen eine Menge Seehunde, und die See war ganz mit Seetang bedeckt; wir konnten aber in 130

Faden keinen Grund finden. Um zwey Uhr Nachmittags wurden wir in einem dicken Nebel eingehüllt, und es regnete. Das Meer war ruhig, aber aus Westen kamen große Wellen: um vier Uhr erhob sich eine Kühlung, und das Meer änderte sich.

Um vier Uhr entdeckten wir in einer Entfernung von vier bis fünf Meilen Land, das sich von Westsüdwest nach Westnordwest streckte. Weil es wegen des dicken Nebels leicht möglich war sich zu irren, so bleyeten wir, und fanden mit 80 Faden einen Sand- und Korallengrund. Zugleich zeigte sich in Norden ein anderes Land sehr deutlich. Nach unsrer Fahrt und der Lage des ersten Landes, dessen Mitte uns in Westen lag, zu rechnen, waren wir in der Nacht höchstens nur drey Meilen davon vorbehey gesehelt. Ehe wir es gewahr wurden, hatte ich bereits bemerkt, daß das Meer von Mitternacht bis vier Uhr früh ruhig war, als wenn es im Schutze eines Landes lag, und Grund hatte.

Sobald als wir das erste Land erblickten, welches hinter uns lag, eilte ich es abzuzeichnen, aus Furcht, daß wir es vor dem Nebel nicht lange würden sehen können. Wir sahen nur sechs bis sieben Meilen von der Seite, aber keinesweges das Ende gegen Westnordwest und Südost, so daß dieses Land vielleicht von großem Umfange, oder wohl ein Stück des festen südlichen Landes seyn kann. Es schien sehr hoch, mit doppelt und dreyfach über einander stehenden Bergen. Der Nebel beraubte uns bald des Anblicks. Hr. von **Marion** nannte es das Land der **Hoffnung**, weil diese Entdeckung uns mit der Hoffnung schmeichelte, das gesuchte südliche Land zu finden. Wegen des Nebels ließ sich nicht erkennen, ob der Boden grün war, und bewohnt seyn konnte.

Beym Anblick des Landes in Westen und Norden befürchtete Hr. von Marion, daß wir uns vielleicht in einer Bay befänden, zumal da einige auch glaubten, in Südost Land zu bemerken, und ließ gegen Norden steuern. Der Wind ward stärker, und die See fieng an sehr hoch zu gehen. Wir kamen mit Mühe der Nordwärts liegenden Insel vorbey. Ich hatte den Prospect davon vor dem Sturme abgezeichnet. Wir hatten aber nur den nordwestlichen Theil gesehen. Im Vorbeyfahren bemerkte ich auf der nordöstlichen Seite eine Bucht, und gegen über schien eine große Höhle zu seyn. Um diese Höhle sahe man eine Menge großer weißer Flecken, welche in der Entfernung wie eine Heerde Schaase aussahen. Wahrscheinlicher Weise würden wir, wenn es die Zeit erlaubt hätte, dieser Bucht gegen über einen Ankerplatz gefunden haben. Es kam mir vor, als sähe ich einen Wasserfall von den Bergen herabfallen. Indem wir die Insel vorbeysegelten, entdeckten wir noch drey kleinere, wovon zwo in einer größern Bucht, welche die Küste formirt, und die dritte an der nördlichen Spitze dieser Bucht lagen. Diese Insel schien uns unfruchtbar, ohne Grün, und etwa sieben bis acht Meilen im Umfange zu seyn; die Küste war sicher und ohne Gefahr. Hr. von Marion gab ihr den Nahmen der Insel der Höhle. Diese beyden südlichen Länder liegen unter  $46^{\circ}.45'$  Breite und  $34^{\circ}.31'$  östliche Länge von Paris, einen halben Grad Ostwärts von dem Wege, den Bouvet nahm, um das Land des Gomeville aufzusuchen.

Den folgenden Tag, als den 14, suchten wir das Land der Hoffnung wieder, welches wir den Tag zuvor entdeckt hatten, aber wegen des Nebels und Sturms nicht genug untersuchen konnten. Wir näherten uns bis auf sechs Meilen, und fanden in 88 aß-

den feinen Sand- und Muschelgrund. Indem wir gegen das Land steuerten, bemerkte ich auf der Nordwestseite eine Bay oder Vertiefung, die durch niedrige Landspitzen formirt ward. Wir waren nicht nahe genug, um Bäume zu unterscheiden. Die Luft war nebelicht, doch schien der Boden uns sehr grün zu seyn. Die Spitzen der Berge waren hoch und mit Schnee bedeckt: wegen dieser Höhe kann man sie 12 Meilen weit in der See sehen. Wir waren im Begriff, in dem vor uns liegenden Bay einen Ankergrund zu suchen, und das Land genau zu untersuchen, als beyde Schiffe, indem sie bleyen wollten, heftig an einander stießen\*). Der Castries büßte durch diesen Zufall das Bogsprit und den Fockmast ein; wir verloren das Tauwerk am Besanmast, und das Hintertheil des Schiffs ward hin und wieder beschädigt. Dadurch ward unser Project vereitelt; zum Glücke war kein Wind und das Meer ruhig. Wir schickten dem Castries Zimmerleute zu Hülfe, um die Masten wieder aufzusetzen, worüber drey Tage unter günstiger Witterung verstrichen.

Der Wind ward darauf heftig: wir verließen deswegen unsre Entdeckung, und setzten die Reise unter den 46 Grad der Breite fort.

Ich kann mich nicht enthalten anzumerken, daß die beständigen dicken Nebel die Entdeckungen in diesen Gegenden sehr erschweren, und die Schifffahrt ungemeyn beschwerlich machen. In dem Zustande, darin sich der Castries befand, durften wir es nicht wagen, weiter gegen Süden zu gehen. Da die Berge auf dem entdeckten Lande der Hoffnung voller Schnee lagen, so war es höchst wahrscheinlich, daß wir einige Grade weiter Südwärts das Meer voll Eis, wie Hr. Bouvet, gefunden hätten.

Seit

\*) Man sehe den Vorbericht des Herausgebers.



Seit dem Anblick des ersten Landes, welches wir hinter uns ließen, sahen wir alle Tage beständig viel Seetang, Meven, Pinguins, Taucher und Seehunde. Täglich hatten wir Nebel, Regen, und eine durchdringende Kälte bis zum 24 Jenner, da wir wieder Land entdeckten. Anfangs schienen es zwei Inseln zu seyn, und ich zeichnete sie in einer Entfernung von acht Meilen ab; hernach hielt man sie für zwey Vorgebirge und das dazwischen liegende Land für zusammenhängend. Gleich darauf verhinderte uns der Nebel und die eintretende Nacht sie weiter zu sehen. Sie liegen unter  $46^{\circ} 5'$  Breite und  $42^{\circ}$  östlicher Länge von Paris nach unsrer Schätzung. Hr. von Marion gab ihnen den Nahmen der Kalten Inseln.

Die Nacht über behielten wir nur wenig Segel bey, und verweilten in der Gegend, des Vorsazes den folgenden Morgen das Land genauer zu untersuchen: allein wir konnten es den 23 nicht wieder sehen. Wir waren vermuthlich in der Nacht davon abgekommen: überdieses hatten wir Regen und Nebel.

An eben diesem Tage segelten wir Ostwärts, und der Castris, welcher uns folgte, signalisirte Land. Es war eine sehr hohe Insel, die sich mit einem großen Kap zu endigen schien. Wir hielten darauf zu, als wir aber nur noch sechs Meilen davon waren, zog sich ein dicker Nebel auf, der über 12 Stunden dauerte, und uns hinderte, das Land weiter zu sehen. Hr. von Marion that sein Möglichstes um das Land zu erreichen, allein unsre Matrosen mußten wegen des unaufhörlichen Regens und der Kälte mit vieler Beschwerde arbeiten; sie waren für eine viel rauhere Gegend, als die Küsten von Frankreich, zu leicht gekleidet. Abends sahen wir ein großes Stück Treibeis, daraus man auf die Kälte schließen kann.

Den 24 früh um drey Uhr erblickten wir abermals die des vorigen Tages entdeckte Insel. Der Wind war schwach, der Nebel dünne, das Meer aber sehr unruhig. Hr. von Marion gab Befehl sich ihr zu nähern. Ich sahe sie daher in einer Entfernung von zwey Meilen sehr deutlich. Sie ist rund und so hoch, daß man sie bey hellem Wetter auf 20 Meilen weit sehen mußte. Die Spitzen der Berge waren mit Schnee bedeckt.

Um neun Uhr entdeckten wir in Südosten noch eine Insel, die mir höher vorkam, als die, über der wir hinsegelten, aber kleiner. Sie bekam den Nahmen der dürren Insel. Beyde Inseln liegen Ost- und Westwärts, und sind zwischen beyden Raps ohngefähr neun Meilen von einander entfernt. Um neun Uhr ließ Hr. von Marion ein Boot aussetzen, und trug mir auf, im Nahmen des Königs Besitz von der größten dieser Inseln zu nehmen, welche unter  $46^{\circ} 30'$  der Breite und  $43^{\circ}$  östlich von Paris liegt. Sie ward die Possessions-Insel genannt. Es war die sechste, die wir in dieser südlichen Gegend entdeckten.

### Landung auf einer südlichen Insel. Beobachtungen auf derselben.

Sobald ich an Land trat, war meine erste Sorge, der Gewohnheit gemäß eine Flasche mit einer Schrift von der Besitznehmung auf einer 50 Fuß über das Meer erhabenen, und aus großen über einander gehäuften Felsen bestehenden Pyramide, nieder zu legen. Der Ort der Landung war nichts als Stein. Ich stieg auf eine Anhöhe, von der ich in verschiedenen Thälern Schnee sahe. Die Erde schien unfruchtbar, und mit einem sehr feinen Grase bedeckt. Hin und wieder stunden solche fette Pflanzen, die auf dem Vorgebirge

gebirge der guten Hoffnung sehr gemein sind, und Ficoiden (*Mesembryanthema*) heißen. Auf dem Rückwege nach der See bemerkte ich sehr feine grasartige Binsen. Die Felsen waren mit Moos und Flechten bewachsen. Am Ufer standen Binsen von einem Fuß hoch, die denen am Vorgebirge der guten Hoffnung gleichen. Der Seetang längst der Küste war außerordentlich groß und hatte sehr breite Blätter. Ich konnte weder einen Baum noch Strauch entdecken: blieb auch nicht lange genug, um frisches Wasser aufzusuchen; wahrscheinlicher Weise würde sich welches in den Thälern finden, die ich von der Anhöhe übersah.

Die Insel ist den im ganzen Jahre hier herrschenden Stürmen aus Westen ausgesetzt, und scheint daher nicht bewohnbar. Ich habe nur Seehunde, Pinguins, Cormorans, Taucher und alle andere Arten von Wasservögeln gefunden, welche die Seefahrer, wenn sie das Vorgebirge der guten Hoffnung passiren, in offner See antreffen. Sie hatten nie ein menschliches Geschöpf gesehen, und waren gar nicht wild, sondern ließen sich mit den Händen greifen. Die Weibchen bebrüteten ihre Eyer ganz ruhig, andre fütterten ihre Jungen. Die Seehunde ließen sich in ihren Sprüngen und Spielen nicht stören, noch durch unsre Gegenwart verschrecken.

Ich bemerkte mit Verwunderung eine weiße Taube, die sich vermuthlich von einem nahen Lande verirrt hatte. Man konnte, dünkt mich, daraus schließen, daß wir nicht weit von einem beträchtlichen Lande waren, das Körner hervorbringt, wovon sich die Tauben nähren. Diese Meinung wird noch durch eine große Eisscholle in einer Gegend, die mitten in der gemäßigten Zone liegt, bestärkt. Bouvets Weg konnte uns nun nicht mehr bewegen, von der Auffuchung des Landes

landes von *Gonneville* abzugehen. Ich habe bereits angemerkt, daß *Bouvet*, nachdem er das *Beschneidungs-Kap* unter dem  $55^{\circ}$ . entdeckt hatte, genöthigt war, nordwärts zu gehen, und seine Untersuchungen nicht über den  $32^{\circ}$ . östlicher Länge von *Paris* fortsetzte. Von hieraus wandte er sich nordwärts, und gieng nach *Isle De France*, aber da, wo wir uns befanden, versprach uns alles die Entdeckung des südlichen festen Landes, wenn wir nur südostwärts fortgehen konnten: aber unglücklicher Weise erlaubte die Entmastung des *Castries* dem *Hrn. von Marion* nicht, das wohl überdachte Project zur Auffuchung dieses Landes in seinem ganzen Umfange auszuführen.

### Fortsetzung der Reise.

Von der *Possessions-Insel* liefen wir immer zwischen dem  $46$  und  $47^{\circ}$ . der Breite fort, aber unter einem unaufhörlichen so starken Nebel, daß wir oft einen Schuß thun mußten, um nicht getrennt zu werden. Zuweilen konnten wir vom hintern Berdeck nicht erkennen, was auf dem vordern vorgieng. Wir sahen den ganzen Tag Seetang, Pinguins, Seehunde und ganze Haufen grauer Meven.

Den zweyten Februar befanden wir uns unter  $47^{\circ}$ .  $22''$ . der Breite und  $62'$ . östlicher Länge, das ist  $1^{\circ}$ .  $18'$ . Nordwärts der *Südländer*, welche den 13 eben dieses Monats von den Königlichen Flutschiffen, *la Fortune* und *le gros Ventre*, und zwar 31 Tage nach den ersten Entdeckungen, die wir in diesen Gegenden gemacht hatten, gesehen wurden. Ohne den Zufall, der dem *Castries* widerfuhr, wären wir ihnen weiter gegen Westen begegnet, und aller Wahrscheinlichkeit nach hätten wir auch das von *Gonneville* gesehene Land gefunden, welches weiter westlich und zur

Landung

Landung bequemer liegen muß, als das, welches die Herren von Kerguelen und St. Mowarn sahen. Die Seehunde, der Seetang und die Wasservögel, die wir alle Tage sahen, und ein dicker Nebel, wenn der Wind aus Norden blies, verkündigten uns südwärts Land auf dem Striche, den wir durchsegelten.

Den 10 Febr. observirte ich  $45^{\circ} 36'$  der Breite, und schätzte die Länge  $81^{\circ} 30'$ . Aus wiederholten Beobachtungen der Entfernungen des Mondes von der Sonne an eben diesem Tage ergab sich aber, daß wir in der That unter dem  $90^{\circ}$  östlicher Länge vom Pariser Meridian waren. Sogleich änderten wir unsern Lauf, und Hr. von Marion ließ ihn gegen die südliche Spitze von Neuholland, insgemein Diemens Land genannt, richten. Es fiel nichts besonders bis zum 3 März vor, da wir dieses Land sahen. Ich schätzte die Breite damals  $42^{\circ} 56'$  und die Länge  $126^{\circ} 20'$  östlich von Paris. Ich verfertigte eine Karte von den Küsten von Diemens Land und von der Ansicht des Strichs, längst dem wir hinfuhren, bis wir in der Friedrich Heinrichsbay vor Anker giengen. Abel Tasman gab ihr diesen Nahmen, und bestimmte ihre Breite auf  $43^{\circ} 10'$  südlich.

### Beschreibung von Diemens Land, und Bemerkungen über die Einwohner.

Sobald die Anker in 22 Faden Sandgrunde geworfen waren, wurden die Böte ausgefetzt. Wir bemerkten gar bald, daß sich etwa 30 Menschen am Ufer versammelt hatten. Der Anblick dieses Theils von Neuholland versprach wegen der reizenden Landschaft, die sich uns darstellte, viel. Die Feuer und der Rauch, den wir Tag und Nacht sahen, waren Anzeigen eines stark bevölkerten Landes.

Den

Den folgenden Tag wurden die Böte und bewaffneten Schaluppen an Land geschickt. Einige Officiers, Soldaten und Matrosen stiegen ohne Widerstand aus. Die Eingebornen bezeigten sich anfänglich ganz friedfertig. Sie trugen Holz zusammen, machten eine Art von Scheiterhaufen, und reichten den neuen Ankömmlingen einige brennende dürre Hölzer dar, und schienen andeuten zu wollen, daß man den Haufen anzünden sollte. Man wußte nicht, was dieß bedeutete, und zündete den Haufen an. Die Wilden schienen gar nicht verwundert, sondern blieben bey uns, ohne irgend ein Zeichen von Freundschaft oder Feindschaft zu geben. Sie hatten ihre Weiber und Kinder bey sich. Männer und Weiber waren von gewöhnlichem Buchse, schwarzer Farbe und wollichten Haaren: insgesamt ganz nackt. Einige Weiber hatten ihre Kinder mit Stricken von Binsen auf den Rücken gebunden. Die Männer waren mit spizigen Stäben und Steinen bewaffnet, die uns eine scharfe Kante zu haben schienen, wie das Eisen der Beile.

Wir bemerkten bey diesen Wilden kleine gelbliche Augen, einen großen Mund, sehr weiße Zähne und eine platt gedruckte Nase. Ihre Haare gleichen den wollichten Haaren der Kaffern, sie waren Büschelweise zusammen gebunden, und mit rothem Ocher gepudert. Die Männer sind nicht beschnitten und haben kleine Zeugungstheile. Einige von ihnen hatten allerley Figuren in die Haut auf der Brust eingestochen. Ueberhaupt schienen sie uns mager, ziemlich wohl gewachsen, von breiter Brust, und gesenkten Schultern. Ihre Sprache kam uns sehr hart vor, und alle Worte durch die Gurgel geredet.

Wir versuchten sie durch kleine Geschenke zu gewinnen, sie warfen aber alles, was wir ihnen anboten,  
Eisen,

Eisen, Spiegel, Halstücher und Stücken Leinwand, mit Verachtung weg. Man zeigte ihnen Enten und Hühner, die aus dem Schiffe geholt wurden, und gab ihnen zu verstehen, daß man dergleichen von ihnen zu kaufen wünsche. Sie nahmen sie an, besahen sie, und zeigten an, daß sie solche nicht kannten, und warfen sie mit einer verdrüsslichen Miene weg.

Nachdem wir diese Wilden ohngefähr eine Stunde beobachtet hatten, stieg Hr. von Marion auch an Land. Ein Wilder verließ seinen Hausen, und brachte ihm, so wie den andern geschehen war, auch ein brennendes Holz, um einen kleinen Holzhausen anzuzünden. Der Kapitän hielt dieß für eine nothwendige Ceremonie, um ihnen zu zeigen, daß er in friedfertigen Absichten käme, und zündete den Hausen unverzüglich an. Aber es zeigte sich gar bald, daß dieß etwas ganz anders bedeute, und daß die Annehmung des Brandes ein Zeichen zum Gesecht sey, oder eine Kriegserklärung anzeige.

Sobald der Hausen angezündet war, zogen sich die Wilden schnell auf eine Anhöhe zurück, von der sie einen Hagel von Steinen auf uns warfen. Beyde Capitaine, der Hr. von Marion und der Ritter Declésmeur, wurden dadurch verwundet. Man that einige Schüsse auf sie, und stieg wieder in die Boote. Diese fuhren nun längst der Küste hin, um wieder mitten in einer Bucht zu landen, die frey und sicher lag, und wo keine Anhöhe war, von der unsre Leute beunruhigt werden konnten. Die Wilden schickten ihre Weiber und Kinder ins Holz, und folgten den Bötten längst der Küste. Als man landen wollte, widersehten sie sich der Landung. Einer von ihnen erhob ein gräßliches Geschrey, und alsobald warf der ganze Hausen die spizigen Stäbe,

wo von

wovon ein schwarzer Bedienter verwundet ward. Die Wunde war nicht beträchtlich, und weil sie leicht heilte, so folgte, daß diese hölzernen Pfeile nicht vergiftet waren. Sobald sie ihre Pfeile abgeschossen hatten, gaben die unsrigen eine Salbe, wodurch verschiedene verwundet und einer getödtet ward. Sie flohen mit einem fürchterlichen Geheule ins Holz, und schleppten die Verwundeten, die nicht gehen konnten, mit sich fort. Funfzehn Mann mit Feuergewehr setzten ihnen nach, und fanden bey dem Eingange des Holzes den einen Verwundeten sterbend. Er war fünf Fuß drey Zoll lang, und die Brust mit Punkten bestochen, wie bey den Kaffern in Mozambique. Er war auch schwarz, allein nachdem man ihn wusch, zeigte sich die natürliche röthliche Farbe, die nur von dem Rauche und der fettigen Schmiere schwarz schien.

Nach der Flucht der Wilden schickte der Hr. von Marion zwey wohl bewaffnete Commandos mit Officiers ab, um süßes Wasser und Bäume zu Masten zu suchen, damit der Castries wieder in Stand gesetzt werden könnte; Sie giengen durch einen Strich von zwey Meilen, ohne weder Einwohner, noch süßes Wasser, noch tüchtiges Holz zu Masten anzutreffen.

Während eines sechstägigen Aufenthalts in der Friedrich Heinrichsbay ward immer nach süßem Wasser gesucht, aber keines gefunden. Der Boden ist hier sandig, wie auf dem Borgebirge der guten Hoffnung, mit Heyde und kleinen Bäumen bedeckt, von denen die Wilden die Rinde abgeschält hatten, um ihre Muscheln damit zu kochen. Allenthalben sahe man Spuren von Feuer; die Erde schien gleichsam mit Asche bedeckt. Mitten unter diesen entrindeten und zum Theil unten am Stamme angebrannten Bäumen bemerkte man auch eine Art von Fichten, die nicht völlig so hoch, als



als die unsrigen, und die einzigen wohl erhaltenen waren. Vermuthlich gebrauchen die Wilden sie zu etwas, weil sie solche nicht so übel, als die andern, behandeln. Entfernte man sich weiter vom Ufer, und gieng tief ins Holz, so ist wohl zu glauben, daß man in den Thälern manche von diesen Fichten antreffen würde, die groß und stark genug zu Masten wären.

An den Stellen, die nicht verbrannt waren, fand man die Erde mit allerley Gras, Farrenkraut, Sauerampfer und Sauerklée bedeckt. Wildpret traf man fast gar nicht an: wir vermutheten, daß das Feuer, welches die Wilden in dieser Gegend machen, selbiges tiefer ins Land hineintreibt. Unsre Jäger stießen auf eine Liegerkaze, und sahen viele Löcher in der Erde, wie in einem Kaninchenberge. Sie tödteten auch Raben, die den Französischen glichen, Drosseln, Amseln, Turteltauben, einen kleinen Papagay (Perruche), der in Ansehung der Federn einem Papagay vom Amazonenflusse mit weißem Schnabel gleich. Sie schossen ferner allerley Arten von Seevögeln, insonderheit Pelikane und einen schwarzen Vogel mit rothem Schnabel und Füßen, dessen Abel Tasman in seinem Tagebuche ebenfalls gedenkt.

Das Clima dieses südlichen Theils von Neuholland schien uns sehr kalt, ob wir gleich zu Ende des Sommers hier waren. Wir begriffen nicht, wie die Wilden nackend gehen konnten, und noch sonderbarer schien es uns, daß wir gar keine Spur von Häusern fanden, sondern nur schlechte von Zweigen plump gemachte Wetterdächer, bey denen sich immer Spuren von Feuer zeigten. Aus den großen Haufen Muschelschalen, die hin und wieder lagen, schlossen wir, daß die darin enthaltenen Thiere die vornehmste Nahrung der Einwohner wären: ich nenne nur vorzüglich darunter die gewöhnlichen

B



wöhnlichen Eßmuscheln, die Steckmuscheln (*pinnae marinae*), Gienmuscheln, Kammuscheln u. s. w.

Wir fischten Meerkrägen (*chats de mer*), rote Fische, die den *Grondins* glichen, Stockfische, Meer-schleyen (*Labrus Tinca*), eine Menge großer Haysfische, und viele kleine Sorten Fische, die wir nicht kannten. Die Matrosen fanden viele Meerkrabbe, Hummer, große Krabben: die Auster sind gut und in großer Menge. Die Liebhaber seltener Muscheln sammelten Seeapfel, Seesterne, Kammuscheln mit langen Schuppen, verschiedene Arten von Walzen und Oliven, Kor-netten, und andere schöne und seltene Muscheln.

Während unsers Aufenthalts in dieser Bay obser-virte ich etliche mal ihre Länge, und fand sie  $143^{\circ}$  öst-lich von Paris: die Breite war auf unserm Ankerplaz  $42^{\circ} 50'$ .

Es ist noch anzumerken, daß wir, indem wir längst Diemens Land hinsegelten, an dem westlichen Theil sehr schlechtes stürmisches Wetter hatten, hingegen fanden wir am östlichen Theil einen heiterern Himmel, und bessern Wind ohne Sturm.

### Reise von Neuholland nach Neu-Seeland.

Weil Hr. von Marion sahe, daß wir nur die Zeit verlöhren, um frisches Wasser in einem Lande, das eben so wild war, als seine Einwohner, aufzusuchen, faßte er den Entschluß nach Neu-Seeland zu segeln, wo er hoffte Wasser, welches zu fehlen anfieng, und das nöthige Holz zu finden, theils um den *Castries* mit Masten zu versehen, theils um den *Mascarin*, der Wasser zog, kalfatern zu lassen.

Den 10 März spannten wir die Seegel in der Friedrich Heinrichsbay auf, und richteten unsern Lauf nach

nach Neu-Seeland, welches wir auch den 24 erreichten, ohne daß etwas besonders vorfiel. Der Holländische Seefahrer, Abel Tasman, hatte Neuseeland bereits 1642 entdeckt, aber nur, so zu sagen, eine Spitze davon gesehen. Zu unsern Zeiten haben der Kapitan Cook und Hr. von Surville dieses Stück der südlichen Länder besucht. Es ist ein sonderbarer Zufall, daß ein Englisches und Französisches Schiff hier zugleich landeten. Hr. von Surville lag in einer Bay, die er Lauriston nannte, unterdessen daß der berühmte Cook die beyden Spitzen derselben Bay, darin die Franzosen Anker geworfen hatten, untersuchte, und sie die doppelte Bay nannte. Man muß sich wundern, daß Kapitan Cook von den Einwohnern in Neu-Seeland, deren Sprache er etwas kundig war, nichts von der Ankunft eines Französischen Schiffs auf diesen Küsten vernahm, da er 20 Meilen südwärts, und acht Meilen nordwärts von dem Französischen Schiffe vor Anker gieng.

Sobald ich Nachricht von der Reise der Engländer bekam, verglich ich meine Charte von der durch uns besegelten Küste Neu-Seelands sorgfältig mit der von Cook und seiner Officiers. Ich fand sie überhaupt und in den kleinsten Theilen so richtig, daß sie mich in Erstaunen setzte. Ich zweifelte, ob die Charten von unsrer Französischen Küste richtiger gemacht sind. Ich glaube also nicht besser thun zu können, als unsre Fahrt längst den Küsten von Neu-Seeland nach der Charte dieses berühmten Seefahrers zu beschreiben. Wir erreichten die Küste bey dem hohen Berge, der auf seiner Charte Egmont heißt, und nannten ihn den Pic de Mascarin nach unserm Schiffe. Er liegt unter der Breite von  $39^{\circ} 6'$  und der Länge von  $164^{\circ} 30'$  von Paris. Cook setzt den Berg um etliche Grade mehr Ostwärts.

Wir hielten diesen Berg für das Kap, welches die Mörderbay formirt, und welcher Tasman eine Tiefe von 40 Meilen giebt. Wir näherten uns der Küste auf  $1\frac{1}{2}$  Meile, um sie genauer zu untersuchen. Wir sahen Menschen und verschiedene Feuer. Es scheint, daß der Fuß dieses Berges ins Meer hineinläuft, wir schätzten ihn so hoch, als den Pic der Azorischen Inseln. Die Küste ist in dieser Gegend sehr steil, wir fanden eine Meile vom Landen in 80 Faden einen steinigten und Korallengrund. Hr. von Marion fürchtete zu tief in die Bay zu gerathen, und ließ deswegen gleich wieder in die hohe See steuern. Den 31 sahen wir unter  $36^{\circ}$ . 30 Minuten die Küste wieder. Von hier liefen wir immer nordwärts längst derselben hinauf, in der Absicht die Insel der Drey Könige zu suchen. Die Küste schien allenthalben sicher zu seyn, wir hielten uns eine bis drey Meilen davon, und hatten immer eine Tiefe von 26 bis 40 Faden.

Wir wurden auf dieser Fahrt oft von Windstößen aus Norden und Westen überfallen, welche uns nöthigten, die weite See zu suchen. Endlich sahen wir den 4 April früh um neun Uhr Inseln, die wir ihrer Lage nach für die von den Drey Königen hielten. Als wir den 5 ziemlich nahe waren, nöthigte uns ein Windstoß abermals in See zu stechen. Den 13 frühe näherten wir uns der größten von diesen Inseln bis auf eine Meile. Wir sahen Männer, die in der Entfernung von großem Buchse zu seyn schienen. Wir entdeckten auch einige Gebüsche und Lustwäldchen, die ein ganz angenehmes Ansehen hatten, konnten aber den Bach nicht finden, wovon Abel Tasman redet, auch nicht einmal einen bequemen Landungsplatz. Alle diese Inseln zusammen genommen mögen etwa vier Meilen im Umfange haben. Die großen sahen grün aus, und  
waren

waren allem Vermuthen nach bewohnt, die übrigen an der Zahl sechs sind unfruchtbare steile Felsen.

Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen auf der größten zu landen bemüheten wir uns das große Land wieder zu suchen, welches ohngefähr 10 bis 12 Meilen davon entfernt ist. Den 15 April erreichten wir die nordwestliche Spitze von Neu-Seeland, die Cook auf seiner Charte das Kap Maria von Diemen nennt. Den 16 ließen wir die Anker in einer Bucht, wo der Grund nicht gar zu fest hielt, fallen. Diese Bucht liegt an der nordlichsten Ecke von Neu-Seeland. Wir schickten das Boot gleich ans Land, um Wasser an einer Stelle zu suchen, die uns die Mündung eines Flusses zu seyn schien. Kaum hatte das Boot die Küste erreicht, als sich ein Wind erhob und das Meer stürmisch ward. Die Schiffe trieben von den Anfern, und mußten einen zweyten auswerfen. Das Boot hatte viele Mühe wieder an Bord zu kommen; man zog es gleich auf das Schiff, aus Furcht, daß ein Unglück damit passiren möchte. Wir hatten eine schlimme Nacht. Mit Anbruche des Tages trieben die Schiffe gegen das Land; so daß wir genöthigt waren, Anker und Laue im Stiche zu lassen, und in die See zu stechen. Der Wind gieng aus Nordost, hätte er sich nach Norden gewendet, so würden wir in großer Verlegenheit gewesen seyn, aus der Bucht zu kommen.

Nachdem wir das Schiff verschiedenemal gewendet hatten, um von der Küste abzukommen, ließen wir den 26 wieder in eben dieselbe Bucht ein, und bekamen unsre Anker und Laue wieder. Den 27 verließen wir sie abermals um einen bessern Ankerplatz zu suchen. Ich bemerkte, daß die Ströme längst der Küste eine Meile in einer Stunde liefen, und daß das Meer, wenn es bey der Fluth steigt, seinen Lauf gegen Osten richtet.

Wir segelten nun ost- und südwärts. Den 3 May schickten wir ein Boot ans Land, ostwärts von einem Kap, das wir Kap Quarre nannten, dem Cook hingegen den Nahmen Kap Brett beygelegt hatte.

Als wir noch zwey Meilen von gedachtem Kap waren, sahen wir drey Pirogen auf uns zu kommen. Es war wenig Wind, und das Meer ruhig. Eine von den Pirogen, darin neun Personen saßen, näherte sich unserm Schiffe. Man gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, an Bord zu kommen, und schickte ihnen verschiedene Kleinigkeiten, um sie dazu zu bewegen. Sie kamen endlich, doch nicht ohne Schwierigkeit, und schienen, indem sie hinan stiegen, furchtsam zu seyn. Hr. von Marion nöthigte sie in die Cajüte, und bot ihnen Brod an. Er aß zuerst davon, worauf sie ihm nachfolgten; Branntwein, den man ihnen reichte, trunken sie mit Widerwillen. Man bewog sie ihr Gewand um den Unterleib abzulegen, und schenkte ihnen Hemden und Hosen, die sie sich gerne, wie es schien, anziehen ließen. Man wies ihnen allerley Werkzeuge, z. E. Beile, Scheeren, darnach sie ein großes Verlangen bezeigten, und sich ihrer gleich bedienten, um uns zu überführen, daß sie den Gebrauch davon kannten. Sie wurden ihnen geschenkt; bald darauf begaben sie sich weg, und schienen über ihre Ausnahme sehr zufrieden. Sobald sie in einiger Entfernung vom Schiffe waren, zogen sie die Hemden und Hosen aus, um ihre Kleider wieder anzulegen, und versteckten die sie von uns bekommen hatten. Sie fuhren zu den Wilden in den beyden übrigen Pirogen, die es nicht gewagt hatten, sich unsern Schiffen zu nähern. Es schien, als ob sie ihnen Muth einsprächen, und sie beredeten, auch zu uns zu kommen. Sie kamen auch wirklich, und stiegen aufs Verdeck ohne weder Furcht noch Mißtrauen

zu erkennen zu geben. Sie hatten auch Weiber bey sich. Sie bekamen Zwieback und andere Kleinigkeiten.

Als der Wind gegen Abend stärker ward, giengen die Pirogen nach dem Lande zurück. Fünf bis sechs von den Wilden blieben freywillig am Bord zurück. Man gab ihnen zu essen und zu trinken. Sie aßen sogar in unserer Gesellschaft, und nahmen von allem mit vielem Appetit. Doch wollten sie weder Wein noch Brantwein genießen. Sie schliefen am Bord. Man machte ihnen Betten im großen Zimmer: sie schliefen gut, und äußerten nicht das geringste Mistrauen. Inzwischen bewachte man sie doch die ganze Nacht. Es war einer ihrer Anführer dabey, Namens Tacouri, von dem in der Folge mehr vorkommen wird; dieser bezeigte viele Unruhe, so oft das Schiff sich etwas vom Ufer entfernte, um gewendet zu werden, unterdessen, daß wir das frühe an Land geschickte Boot zurück erwarteten.

Endlich kam es um 11 Uhr des Abends zurück. Der Officier berichtete, daß er eine Bay, welche ein guter Hafen zu seyn schien, angebautes Land, Bäche und Holz gefunden habe, und in derselben ein ansehnliches Dorf, und eine tief ins Land gehende Bucht.

Den vierten May fertigte Hr. von Marion zwey Boote ab. Man überredete den einen Wilden sich mit einzuschiffen, um unsern Leuten einen Ort zum Wassereinnahmen anzuzeigen. Er that es ohne Schwierigkeit. Die Schiffe suchten obgedachte Bucht auf. Um vier Uhr Nachmittags kamen die Böte mit Wasser zurück. Nach dem Berichte der Officiers war in der Bay in 19 bis 20 Faden Tiefe ein guter Ankergrund. Sie brachten noch zween andere Wilden, außer dem, welchen sie mitgenommen hatten, zurück, nachdem sie nahe am Ufer

von einer großen Anzahl Pirogen mit Männern und Weibern empfangen worden waren, die ihnen insgesammt viel Freundschaft bezeigten. Wir warfen noch denselben Tag zwischen den Inseln Anker, und blieben bis zum 11ten dieses Monats daselbst. Wir giengen darauf von neuem unter Seegel, um in einen andern weit sicherern Hasen einzulaufen, den unsere Böte den sechsten May entdeckten, wohin wir uns aber wegen widrigen Windes nicht eher begeben konnten. Dieß ist der Hasen, der auf Cooks Charte der Hasen bey den Inseln heißt.

### Aufenthalt auf der nordlichen Küste von Neu-Seeland, bey den Eingebornen Tafenomaouwe genannt.

#### Beschreibung des Landes, und Bemerkungen über die Einwohner.

Den 12ten May schickte Hr. von Marion bey schönem Wetter, und da die Schiffe in Sicherheit gebracht waren, Zelte nach einer Insel, welche im Bezirk des Hafens lag, und wo sich Wasser und Holz fand. Den Schiffen gegen über befand sich eine Bucht, in der leicht zu landen war. Die Kranken wurden dahin gebracht, und eine Wache hingesezt. Bey den Eingebornen heißt diese Insel Motouaro.

Kaum hatten wir die Anker geworfen, als schon eine Menge Pirogen an Bord kamen, und Fische im Ueberfluß brachten. Sie gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie solche bloß für uns gefangen hätten. Wir wußten nicht, was für eine Sprache wir mit diesen Wilden reden sollten. Zum Glück fiel mir ein, daß ich ein von dem Intendanten von Isle de France erhalten



erhaltenes Wörterbuch von der Insel Otahete bey mir hatte, und merkte zu meiner großen Verwunderung, daß die Wilden sie auch verstunden. Ich fand gar bald, daß die Sprache des Landes, wo wir uns befanden, einerley mit der von Otahete war, ob letzteres gleich 600 Meilen von Neuseeland entfernt liegt. Bey Einbruch der Nacht begaben die Pirogen sich weg, ließen aber acht oder zehn Wilde zurück, welche die Nacht so mit uns zubrachten, als wenn wir ihre Kameraden wären, und sie uns längst gekannt hätten.

Den folgenden Tag, da das Wetter angenehm war, kamen viele Pirogen mit Wilden, die uns ihre Weiber und Kinder brachten. Sie hatten keine Waffen, und bezeigten ein unbeschränktes Zutrauen. Beym Eintritt ins Schiff fiengen sie mit einem Geschrey Taro an, welchen Namen sie dem Schiffszwieback beylegen. Jeder bekam ein kleines Stück, doch mit einer gewissen Oekonomie, weil sie große Fresser, und in solcher Anzahl da waren, daß sie unsre Borräthe bald aufgezehrt hätten, wenn wir ihnen nach ihrem Belieben gaben. Sie brachten uns Fische in großer Menge, welche wir mit ihnen gegen allerley Kleinigkeiten von Glas und Stücken Eisen vertauschten. In den ersten Tagen begnügten sie sich mit alten Nägeln von 2 bis 3 Zoll; hernach machten sie mehr Schwierigkeiten, und forderten für ihre Fische vier bis fünfzollige Nägel. Ihre Absicht, warum sie diese Nägel verlangten, war, Scheeren daraus zu machen, um Holz damit zu bearbeiten. Sobald sie ein Stückchen Eisen bekommen hatten, giengen sie zu einem Matrosen, und gaben ihm durch Zeichen zu verstehen, es auf einem Schleifsteine scharf zu machen. In der Absicht behielten sie immer einige Fische zurück, um den Matrosen für seine Mühe zu bezahlen. Beyde Schiffe waren mit Wilden angefüllt,

welche alle ein sanftes freundliches Wesen hatten. Nach und nach lernten sie alle Officiers kennen, und nannten sie bey Namen. In die Zimmer ließen wir nur ihre Anführer, die Weiber und Mägdchen kommen. Die Anführer zeichneten sich durch Federn von Wasservögeln aus, die sie oben auf dem Kopfe in den Haaren befestigt hatten.

Die verheyratheten Weiber erkannte man an einer Art Band von Binsen, womit sie die Haare oben zusammen gebunden hatten. Die Mägdchen hatten dieß Unterscheidungszeichen nicht, sondern ihre Haare hingen frey auf dem Nacken herab, und waren mit nichts gebunden. Die Wilden hatten uns selbst diesen Unterschied gezeigt, indem sie uns durch Zeichen zu verstehen gaben, daß wir die verheyratheten Frauen nicht berühren mußten, hingegen uns dreist an die Mägdchen wenden könnten: die sich auch außerordentlich bereitwillig bezeigten. Sobald wir diesen Unterschied wußten, ward es jedermann auf beyden Schiffen kund gethan, behutsam in Ansehung der verheyratheten Weiber zu seyn, um das gute Vernehmen mit den Einwohnern, die uns so gutherzig vorkamen, zu unterhalten, und sie uns nicht abgeneigt zu machen. Die wenigen Schwierigkeiten, welche die Mägdchen machten, waren Ursache, daß wir uns von den Wilden nie die geringsten Vorwürfe in Ansehung ihrer Weiber zuzogen, so lange wir mit ihnen in Verbindung stunden.

Ich bemerkte gleich in den ersten Tagen, da die Wilden zu uns an Bord kamen, mit Verwunderung einen Unterschied, und drey Arten von Menschen. Einige, und diese scheinen die ursprünglichen Bewohner des Landes zu seyn, sind von einer weißen, ins Gelbe fallenden Farbe, und die größten von allen, nämlich von der gewöhnlichen Mannslänge, fünf Fuß, neun bis zehn

zehn Zoll hoch; sie haben glatte schwarze Haare. Die zweite Gattung ist dunkler braun, etwas kleiner, und hat ein wenig krause Haare: die dritte sind die wahren Neger, mit wolligten Haaren; sie sind die kleinsten von allen, haben aber eine breitere Brust, als die übrigen. Meine in den folgenden Tagen fortgesetzten Untersuchungen haben die Richtigkeit dieser Bemerkung bey allen Völkerschaften am Lande bestätigt. Ueberhaupt sind die Männer aller drey Arten schön und wohlgewachsen: ihr Kopf hat eine schöne Form; sie haben große Augen, und durchgängig eine wohlgebildete Habichtsnase, und proportionirlichen Mund; schöne sehr weiße Zähne, starke Muskeln, nervigte Arme, große Hände, eine breite Brust, eine starke Stimme, keinen starken Leib, fast gar keinen Bart, wohlproportionirte, doch etwas starke Waden, breite Füße, und wohlgespaltene Zehen.

Die Weiber sind nicht völlig so vorthailhaft gebildet: sie sind fast durchgängig klein, und etwas untersezt, haben große Brüste, starke Lenden und Beine. Sie scheinen von einem sehr verliebten Temperamente zu seyn, da die Männer hingegen kalt und gleichgültig sind.

Als wir mit den Einwohnern bekannt genug geworden waren, luden sie uns ein, ans Land zu kommen, und sie in ihren Dörfern zu besuchen, welches wir auch annahmen. Ich schiffte mich also mit Hrn. von Marion in einer wohlbewaffneten Schaluppe und einem Commando Soldaten ein. Wir besichtigten erst einen Theil der Bay, und zählten 20 Dörfer mit so viel Wohnungen, daß wohl 400 Menschen in jedem leben konnten. Die kleinsten mochten etwa 200 Einwohner haben.

Wir landeten in verschiedenen Dörfern. So bald wir ausstiegen, kamen uns die Einwohner unbewaffnet mit

mit ihren Weibern und Kindern entgegen. Wir machten uns gegenseitig Freundschaftsbezeugungen, theilten kleine Geschenke aus, womit sie sehr zufrieden zu seyn schienen. Die Häupter von einigen dieser Dorffschaften machten uns sehr dringende Vorstellungen, um uns zu bewegen, mit ihnen zu kommen, welches wir denn auch thaten.

### Beschreibung der Dörfer im nördlichen Theile von Neu-Seeland.

Die Dörfer liegen alle auf steilen ins Meer hineingehenden Landspitzen. Wir bemerkten, daß man dem Lande an den Stellen, wo der Abhang nicht steil war, durch Menschenhände diese Form gegeben hatte. Wir mußten viele Mühe anwenden, hinaufzuklettern: und die Wilden mußten uns oft die Hand reichen, und uns hinauf helfen. Oben fanden wir zuerst eine Einfassung von Pallisaden; jeder Pfahl war sieben bis acht Fuß hoch, und gerade in die Erde gesetzt: unten war die Erde fest eingestampft und mit Rasen belegt. Alsdann kam ein sechs Fuß breiter, und fünf bis sechs Fuß tiefer Graben, aber nur auf der Landseite, wo ein feindlicher Ueberfall zu befürchten war, darauf noch eine Einfassung von Pallisaden, welche das Dorf zu verschließen dient, und ein länglichtes Viereck ausmacht. Die Eingänge sind nicht gerade gegen einander über, sondern man muß, wenn man durch das Thor der ersten Einfassung gekommen, eine ziemliche Strecke durch einen schmalen Fußsteig gehen, um den Eingang der zwoiten Einfassung zu suchen. Die Thore sind sehr klein.

Von der Seite, wo sie einen Ueberfall befürchten, haben sie noch ein Außenwerk, das ebenfalls mit Gräben und Pallisaden umgeben ist, und ohngefähr vier bis

bis fünf hundert Mann fassen kann. Dieses Außenwerk, welches ein bloßes verpallisadirtes Viereck ist, liegt vor dem Dorfe, um den Zugang zu vertheidigen. Inwendig im Dorfe ist beyhm Eingange eine Art von Schavott, 25 Fuß hoch, welches auf starken Säulen ruht, die 18 bis 20 Zoll im Durchmesser haben, und fest in der Erde stehen. Sie steigen diese Art von Kavalier, vermittelst eines Stück Holzes, hinan, darin Stufen gehauen sind. Hier liegt beständig ein Haufen von Steinen und Pfeilen: und wenn sie sich etwas von Feinden befürchten, so stehen Schildwachten darauf. Ohngefähr 15 bis 20 Mann haben oben Platz. Sie liegen gemeinlich am äußersten Eingange, und dienen hauptsächlich dazu, dem Feinde das Eindringen und den Uebergang über den Graben streitig zu machen.

Inwendig besteht das Dorf aus zwei Reihen von Häusern, die an den Seiten längst den Einfassungspallisaden hin liegen. Jedes Haus hat auf der Seite ein Schirmdach, welches zur Küche dient, und wo die Einwohner essen. Im Hause selbst essen sie nie. Der Raum oder die Gasse, welche beyde Reihen Häuser von einander trennt, ist nach Beschaffenheit des Platzes bald breiter, bald schmaler, und geht von einem Ende des Dorfs bis zum andern. Es ist eine Art von Waffenplatz, der ohngefähr einen Fuß höher, als die Wohnungen, liegt. Auf beyden Seiten ist die Erde verbangeschlagen, oben wächst kein Gras, sondern der Platz wird sehr reinlich gehalten, und nur in der ganzen Länge durch drey öffentliche Gebäude unterbrochen. Das erste und nächste am Eingange ist das allgemeine Magazin für die Waffen. Etwas weiter davon findet man das Magazin mit Lebensmitteln, und in dem letzten sind die Neze und das übrige Geräthe zum Fischfange, und die zu ihrer Verfertigung nöthigen Bedürfnisse. Am  
Ende

Ende des Dorfs sind Hölzer, fast wie Galgen, aufgerichtet, um die Provisionen daran zu trocknen, ehe sie ins Magazin aufbewahrt werden.

Mitten auf dem Waffenplatze steht eine aus Holz sehr schlecht gemachte, häßliche Figur, daran man nichts erkennt, als einen ungestalten Kopf, Augen, und einen großen Mund, wie der Rachen einer Kröte, aus dem eine unmäßig lange Zunge herabhängt; die übrigen Theile sind noch ungeschickter, ausgenommen die Geburtsglieder von beyden Geschlechtern, die ziemlich deutlich ausgedruckt sind. Diese Figur macht einen Theil eines Pfahls aus, der tief in der Erde steht.

Wir giengen mit den Anführern in das Waffenmagazin, und fanden einen erstaunlichen Vorrath von hölzernen Pfeilen darin. Einige waren bloß zugespitzt, andere einen Fuß lang an der Spitze hinab ausgezackt: noch andre hatten sehr lange Spitzen von Wallfischknochen. Ferner lagen hier große Keulen von Holz, die sehr schwer waren, und noch schwerere von Wallfischribben: Lanzen nach Art unsrer alten Hellebarden, womit man auf einer Seite stoßen, und mit der andern einen todtschlagen kann, von sehr hartem Holze, und ziemlich gut gearbeitet: Streitkolben von Stein und Wallfischknochen, sehr scharf und sauber gemacht: Peitschenstiele mit einer Schnur an einem Ende, um kleine Pfeile damit zu werfen, so wie man Steine mit der Schleuder wirft; Streitärte von hartem Holz, und einer gut ausgedachten Gestalt, um Menschen damit todt zuschlagen.

In diesem Magazine lagen auch Haufen von gemeinschaftlichen Instrumenten, z. E. Beile und Scheeren von verschiedenen harten Steinarten, als Nierenstein (jade), Granit, Basalt &c. Diese Magazine sind gemeiniglich 20 bis 24 Fuß lang, und 10 bis 12  
breit;

breit; inwendig steht eine Reihe Pfähle oder Pfeiler, welche das Dach tragen. An solche werden die Waffen, jede Art besonders, bündelweise gestellt.

Im zweyten zu den gemeinschaftlichen Lebensmitteln bestimmten Magazine fanden wir Säcke mit Patatten; Bündel von Farrenkrautwurzeln, die aufgehangen waren; eine Menge von gekochten Schalthieren, außer der Schale, an Faden von Binsen gereiht, und in freyer Luft aufgehangen; Stücke von großen Fischen aller Art, die gekocht, bündelweise in Farrenkraut eingewickelt, und ebenfalls aufgehangen waren; eine ansehnliche Menge großer Kalebassen voll Wasser, zum Gebrauche des ganzen Dorfs. Dieß Magazin war fast von eben der Größe und Form, als das erste.

Das dritte Magazin enthielt einen Vorrath von Stricken und Schnüren, zum Fischenwerk, um Stricke davon zu machen, Schnüren und Binsen zu Netzen: eine unglaubliche Menge von Angeln aller Art, von den kleinsten bis zu den größten; gehauene Steine, um sie statt des Gesenkes von Bley unten an die Netze zu binden, und Stücken bearbeitetes Holz zu den obern Floßen. In diesem Magazine werden auch die Ruder oder Pagayen zu ihren Kriegspirogen aufbewahrt: hier machen sie ihre Netze, und wenn sie fertig sind, schaffen sie solche an das Ende des Dorfes, wo jedes eine besondre Hütte bekommt.

Diese Magazine sowohl, als die einzelnen Wohnhäuser, sind durchgängig von vollkantigem gut abgerichteten Holze gebauet, und die Balken mit Zapfen, Löchern, und hölzernen Nägeln zusammen gefügt. Die Gestalt ist ein länglichtes Viereck. Statt der Breter zu den Wänden haben sie sehr gut gearbeitete Strohddecken, welche doppelt und dreyfach über einander befestigt werden, wodurch sie für Wind und Regen geschützt

schützt sind. Das Dach besteht ebenfalls aus solchen Strohecken, nur sind sie von einer sehr harten Pflanze gemacht, die in den Morästen wächst, und die sie un-  
gemein geschickt zu verarbeiten wissen. Jedes Haus hat nur eine Thüre, die nicht über drey Fuß hoch und zween breit ist; sie wird mit einer Art von hölzernen Schlagbaum, wie die eisernen bey den Barrieres in Frankreich, zugemacht. Ueber der Thüre bemerkt man ein kleines Fenster zween Fuß ins Gevierte, das mit einem Gitter von Binsen versehen ist. Im Hause findet man keinen breternen Fußboden, sondern sie gebrauchen nur die Vorsicht, ihn einen Fuß höher zu machen und recht fest zu schlagen, um die Feuchtigkeit zu vermeiden. Doch trifft man in jedem Hause einen viereckigen von Bretern genau zusammen gefügten Platz an, der ohngefähr sechs Fuß lang und zween breit ist. Auf diesem sind trockne Farrenkrautsblätter sieben bis acht Zoll hoch gestreut, worauf sie schlafen: andre Betten haben sie nicht. Mitten im Hause brennt allezeit ein kleines Feuer, um die Feuchtigkeit zu verjagen. Diese Häuser sind sehr klein, und meistens nur sieben bis acht Fuß lang und fünf bis sechs breit. Die Häuser der Anführer sind größer, und mit einigen Stücken geschnitztes Holzwerk, so wie auch die inwendigen Pfeiler verziert.

Das einzige Hausgeräthe, welches wir in diesen Häusern fanden, waren Angeln von Perlenmutter, oder von Holz mit Knochen versehen, Neze und Schnuren zum Fischen, einige Kalebassen voll Wasser, steinernes Handwerksgeräthe, welches dem im allgemeinen Magazin glich, Mäntel und andere Kleidungen, die an den Wänden umher hiengen.

Alle Dörfer, die wir während unsers zweymonatlichen Aufenthalts in dieser Inselbay besuchten, waren  
nach



nach demselben Plan, ohne irgend einen besondern Unterschied angelegt. Die Bauart und Gestalt der Privathäuser, und derer von ihren Anführern ist sich immer gleich: die Dörfer sind durchgängig mit Pallisaden umgeben, und liegen auf steilen Anhöhen. Am Ende jeden Dorfs ist auf der äußersten Spitze, die ins Meer hineingeht, ein öffentlicher Ort für gewisse Naturbedürfnisse aller Einwohner.

### Nahrungsmittel der Einwohner in Neu-Seeland.

Wir waren ungemein wohl bey den Einwohnern gelitten, sie kamen häufig auf unsre Schiffe, waren Tag und Nacht da, und wir giengen ebenfalls mit vollkommener Sicherheit in ihre Häuser und Dörfer: dieß gab uns Gelegenheit zu beobachten, was für Nahrungsmittel diese Völker gebrauchen, womit sie sich beschäftigen, worin ihre Arbeit und ihr Zeitvertreib besteht.

Wir bemerkten, daß das hauptsächlichste Nahrungsmittel dieses Volks die Wurzel eines Farrenkrauts ist, das mit dem unsrigen völlig übereinkommt, nur mit dem Unterschiede, daß die Wurzel an manchen Orten in Neu-Seeland dicker und länger ist, und auch ein ausgebreiteteres Kraut hat. Sie reißen die Wurzel aus, hängen sie auf, und lassen sie etliche Tage an der Luft und Sonne trocknen. Wenn sie solche essen wollen, wird sie gelinde am Feuer geröstet, zwischen zween Steinen gequetscht, und alsdenn gekauet, um den Saft heraus zu ziehen, der mir von einer mehligten Substanz zu seyn schien. Wenn sie sonst nichts zu essen haben, so verzehren sie so gar die holzigten Fasern der Wurzel mit; haben sie aber Fische, Muscheln und andere Speisen genug, so begnügen sie sich den Saft auszukauen, und werfen das holzige der Wurzel weg.

Die Neu-Seeländer nähren sich aber außer den Fischen und Muscheln auch von Wachteln, Enten und andern Wasservögeln, woran sie einen großen Ueberfluß haben, von Landvögeln, von Hunden, Katzen &c. ja sie verzehren so gar ihre Feinde. Sie haben kein Gefäß um Fleisch darin zu kochen. In allen von uns besuchten Dörfern herrscht die Gewohnheit durchgängig, das Fleisch und die Fische in einer Art von irdischen Ofen zu kochen. In allen ihren Küchen trifft man ein  $1\frac{1}{2}$  Fuß tiefes Loch an, das zween Fuß im Durchmesser hat. Unten hinein legen sie Steine, darauf Holz, welches sie alsdenn anzünden, und über dieses platte Steine, die sie glühend werden lassen; auf diese breiten sie endlich ihr Fleisch oder Fische aus, und lassen sie kochen.

Sie speisen auch Pataten und Kalebassen, welche wie das Fleisch gekocht werden. Ihre Art zu essen ist überhaupt sehr unreinlich. Ich habe sie auch eine Art von grünlichem Gummi essen sehen, welches ihnen ein Leckerbissen zu seyn schien; aber nicht erfahren können, von was für einem Baume sie es sammeln. Einige von uns haben davon gegessen, und es auf der Zunge zergehen lassen, aber allemal gefunden, daß es sehr hitzig ist.

Die Wilden halten ordentlich zwei Mahlzeiten des Tages, einmal des Morgens, und das anderemal bey Sonnen Untergang. Weil sie alle stark, groß, wohlgebildet, und von guter Leibesbeschaffenheit sind, so muß man glauben, daß ihre Nahrungsmittel gesund sind: der Grund und das hauptsächlichste ihrer Nahrungsmittel ist, ich wiederhole es nochmals, die Farrenkrautswurzel.

Ueberhaupt schienen sie uns starke Esser zu seyn: wenn sie an Bord kamen, konnten wir sie nicht mit Zwieback,

Zwieback, der ihnen besonders gut schmeckte, ersättigen. Wenn unsre Matrosen speiseten, giengen sie zu ihnen, um etwas von der Suppe und dem Pöckelfleisch zu bekommen. Insgemein gaben ihnen die Matrosen das letzte, was in ihren hölzernen Näpfen blieb, welches sie sehr sorgfältig ausaßen. Vorzüglich waren sie nach Fett, und so gar nach Talg begierig: ich habe sie oft den Talg, der zum sondiren und anderm Gebrauch auf dem Schiffe bestimmt war, nehmen, und mit dem größten Appetit verzehren sehen.

Nach Zucker trachteten sie sehr: sie tranken Thee und Kaffee mit uns, und schätzten beydes, nachdem viel Zucker hinein geworfen war. Für allen Wein, noch mehr aber für den Branntwein haben sie die stärkste Abneigung. Salz lieben sie nicht, gebrauchen auch keines. Wasser trinken sie sehr viel. Ich glaube, daß der beständige Trieb zu trinken von der trocknen Nahrung der Farrenkrautswurzel herrührte.

### Die Kleidungsart der Neu-Seeländer.

Die Bewohner dieser Weltgegend tragen nie etwas auf dem Kopfe, es sey von welcher Art es auch wolle. Sie binden ihre Haare in einem Bündel oben auf dem Kopfe mit einer Schnur oder einem Bande zusammen, und schneiden sie ein paar Finger breit über dem Bande wie eine Bürste ab. In Ermangelung der Scheeren bedienen sie sich der Schaale einer Eßmuschel, oder eines Seeohres dazu, welche sie zu dem Ende schleifen und scharf machen.

Männer und Weiber schmieren sich die Haare mit Fischtrahn ein, und pudern sich mit gepulvertem rothen Ocher. Einige pudern sich nur bloß vorne an der Stirne. Die Häupter tragen weiße Federn auf dem

Kopfe. Die Verheyratheten haben mit den Männern einerley Kopfsputz: die Mägden lassen aber die Haare natürlich auf den Hals herabhängen: schneiden sie aber doch ab, daß sie nicht über die Schultern reichen. Junge Weiber machen sich die Lippen schwarz, vermuthlich damit die schönen weißen Zähne desto besser hervorstecken sollen. Beyderley Geschlechter haben Löcher in den Ohren, und hängen entweder glänzende, und wie Perlenmutter aussehende Schnecken, oder Federn, oder kleine Hundsknochen hinein.

Einige tragen Stücke von einem schönen grünen Nierensteine (Jade) um den Hals, die allerley Formen und zum Theil eingeschnittene Figuren haben; andre perlenmutterartige Muscheln, Stückchen Holz und Federbüschel. Die Weiber tragen Halsbänder, die wie Rosenkränze gemacht sind, und wechselsweise aus Stücken von weißen Meerzähnen (Dentales), die in gleicher Länge abgebrochen sind, und schwarzen Röhrenschnecken bestehen. Manche haben auch Halsbänder von kleinen schwarzen sehr harten Kernen einer mir unbekannt Frucht.

Männer und Weiber tragen über die Schultern einen Mantel, der mit einem Bande um den Hals zugebunden wird, und bis an die Knie reicht. Sie sind aus einem Stück grober Leinwand ohne Rath bloß zu diesem Zwecke gemacht. Sie bedecken nur die Schultern und die Hüften, so daß die Brust und der Leib bloß bleiben. Ueberdieses haben beyde Geschlechter eine Art von kurzem Rock von eben dem Zeuge, der die Lenden bedeckt, und bis auf die Waden geht. Er ist mit einem vier Finger breiten Gürtel um die Hüften festgebunden. Diese Gürtel sind zuweilen auch von eben dem Zeuge, oft aber von künstlich geflochtenen Binsen.

Die

Die Wilden haben noch eine andere Art von Kleidung erfunden, nemlich einen Regenmantel. Er ist von groben Faden gewebt, deren Enden auf einer Seite drey bis vier Zoll über den gewebten Grund gehen; diese mit lauter Enden wie mit Haaren dick besetzte Seite des Zeuges tragen sie auswärts, da denn der Regen, wenn er darauf fällt, wie von einem Dache abläuft. Diese Mäntel sind lang und bedecken fast den ganzen Leib.

Die Häupter unterscheiden sich durch Mäntel und Röcke von feinerem Gewebe. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß bloß die Häupter gut gearbeitete Mäntel hatten, mit feinen Riemen von Hundefellen, die geschickt auf einander gesetzt, und die Farben so genau beobachtet waren, daß es eine einzige Haut zu seyn schien. Wenn es kalt ist, tragen sie die haarigte Seite inwendig auf dem bloßen Leibe, ist es aber warm, so hängen sie solche auswärts.

Das Auffallendste, wodurch sich die Häupter dieser Wilden auszeichnen, ist, daß sie sich das Gesicht und den Hintern auf eine sehr heßliche Art tatowiren, oder mit Puncten von allerley Figuren bestechen. Sie machen sich nemlich auf der Stirne, den Backen und so gar auf der Nase gewisse Zeichnungen, indem sie bis aufs Blut in die Haut stechen, und wenn solches heraus dringt, Kohlenstaub hineinreiben, welcher nie wieder heraus zu bringen ist. Sie geben sich rechte Mühe, die scheußlichsten Zeichnungen zu ersinnen, die ihnen ein fürchterliches Ansehen geben. Die Figuren in den Gesichtern der Häupter sind sehr abwechselnd, der Hintere ist aber allemal auf einerley Weise gezeichnet. Sie ziehen nemlich eine richtige Spirallinie auf dem Hintern, deren Mittelpunct auf dem höchsten Theile ist, nach und nach sich immer erweitert, und vom Mittelpunct entfernt, bis alles voll ist\*).

\*) Man sehe das Titellupfer.

In jeder Kniekehle haben sie auch zwei kleine schwarze punctirte Figuren, die ein lateinisches S sehr richtig vorstellen. Die Anführer machten sich ein Vergnügen daraus, uns alle diese Figuren, die sie an ihrem Leibe trugen, zu zeigen, und schienen sich viel darauf einzubilden.

### Von der Industrie der Neu-Seeländer.

Die Industrie dieser wilden Völker besteht ohngefähr aus viererley Dingen: sich einen mäßigen Lebensunterhalt, eine ungekünstelte Wohnung zum Schutze für rauhe Witterung, und die nöthige Kleidung für ein Clima, das kälter ist, als man es nach seiner Lage vermuthen sollte, zu verschaffen, und endlich sich zu verpallidiren, und gegen feindliche Ueberfälle zu beschützen, und die Feinde anzugreifen und zu tödten.

Ich habe oben gesagt, daß die vornehmste Nahrung dieser Völker die Farrenkrautwurzel ist. Diese dringt von Natur sehr tief in die Erde. Um sie heraus zu bringen, haben sie eine Art von spizigem Grabscheit erfunden, das einer auf einer Ecke zugespizten Brechstange gleicht; an dieses binden sie ein Stück Holz, um mit dem Fuße darauf zu treten und es tief in die Erde stoßen zu können, indem sie oben zugleich mit den Händen drücken, wodurch sie auf einmal große Erdschollen aufbrechen. Weil diese Brechstangen unten keine große Breite haben, so treten zween Männer zusammen, deren jeder ein solches Instrument hat, und heben oder stechen zugleich einen solchen Klumpen Erde heraus. Es sieht einer Stelze zum gehen ziemlich ähnlich, an der das Fußbret etwa  $2\frac{1}{2}$  Fuß von der Erde angebracht ist.

Diese Wilden treiben eine Art von Ackerbau. Sie bauen kleine Felder mit Pataten, die denen in beyden  
Indien

Indien vollkommen gleichen; wie auch Kalebassen, die sie essen, so lange sie noch jung und zart sind. Aus den reifen leeren sie das Fleisch, trocknen sie und bedienen sich ihrer zum Wassertragen und Aufbewahren. Sie haben Kalebassen, welche 10 bis 12 Kannen fassen.

Sie bauen auch eine Art von Aloe (Aloespites), und eine Art von Rohr, welches, wenn es reif ist, geröstet wird, und Flachs giebt, woraus sie ihre Zeuge weben und Stricke machen. Bey ihrem Landbau bedienen sie sich des obgedachten Instruments und gewisser zugespizter und sauber gearbeiteter Stöcke, wie unsere Pflanzstöcke. Auf jene vier Arten von Gewächsen schränkt sich, wie es mir geschienen, ihr ganzer Ackerbau ein. Sie wissen von keiner Art von Körnern. Außer den kleinen Plätzen mit Pataten, Kalebassen, Aloen und Rohr schien mir das ganze Land unangebauet zu liegen, und bringt bloß Pflanzen, die von Natur wild wachsen, hervor. Ich habe nichts einem Baumgarten ähnliches gefunden, auch nichts von einer wilden oder angebauten Frucht gesehen.

Nach der Farrenkrautwurzel sind die Fische ihre vornehmste Nahrung: daher beruhet ihre vornehmste Industrie auf dem Fischfange. Ohne Eisen oder ein anderes Metall zu kennen, machen sie von Perlenmutter und verschiedenen Schaalthieren Angeln von allerley Art, die ziemlich geschickt gearbeitet sind. Ihre Angelschnuren, ihre Netze von verschiedenen Gattungen sind mit eben der Kunst gedrehet und gefnüpft, als die von unsern besten Fischern an der Küste. Sie machen Fischwaden von 500 Fuß lang. Statt unserer Flossen von Kork, um das Netz auf dem Wasser zu erhalten, nehmen sie Stücken von einem sehr leichten Holz: und anstatt unsers Gesenkes von Bley, welches das Netz unten auf dem Grunde hält, nehmen sie schwere runde

Kieselsteine, die in kleine Säcke, die zu dem Ende hin und wieder unten am Netze gemacht sind, gesteckt werden. Sie machen die Netze theils von Binsen, theils von stark gedrehten Faden, der in roth gefärbten Fischtrahn getränkt wird. Die Knoten der Netze sind eben so, wie bey den unsrigen, geknüpft.

Alle Dörfer, die im Innern des Inselhafens liegen, wo wir unsern Ankerplatz hatten, besitzen eine gute Anzahl von Pirogen. Diese Kähne, welche aus dem ausgehöhlten Stamme eines einzigen Baumes bestehen, sind gut gemacht, und von einer zur leichten Fahrt bequemen Form, überdieses auch gemeiniglich mit etwas Schnitzwerk verziert. Die meisten Pirogen sind 20 bis 25 Fuß lang, und  $2\frac{1}{2}$  bis drey breit. Sie werden hauptsächlich zum Fischfange gebraucht, und halten sieben bis acht Menschen.

Außer diesen Pirogen, die das Eigenthum von Privatpersonen zu seyn scheinen, hat jedes Dorf zwey bis drey Pirogen gemeinschaftlich, die zum Kriege und zum Angriffe bestimmt sind. Ich habe einige derselben gemessen, und 60 Fuß lang, sechs Fuß breit und viere tief gefunden. Der Boden besteht aus einem Stamme, und auf jeder Seite ist ein Bret aufgesetzt, welches sehr geschickt daran befestigt, und die Fuge wohl verpicht ist. Sie sind mit rother Delfarbe angestrichen. Diese Kriegspirogen sind am Vorder- und Hintertheil mit sehr erhabener Schnitzarbeit versehen.

Statt der Ruder bedienen sich die Neuseeländer der Pagayen zur Führung der Pirogen. Diese haben eine bequeme Form, um durch die Elasticität des breiten im Wasser bewegten Endes die Gewalt des Ruder-Schlags zu vermehren. Die Pagayen könnten in gewissem Betrachte den Ruderern in unsern Häfen zum  
Muster



Muster dienen. Der Häupter ihre, welche gemeinlich die Piroge regieren, sind auf der andern Seite, die nicht auf das Wasser schlägt, artig geschnitz.

Das merkwürdigste bey dem Bau der Pirogen, bey der Verfertigung der Pagayen und des Schnitzwerkes, und bey allen ihren Arbeiten, ist, daß sie weder Eisen, noch ein anderes Metall an dessen Stelle haben: folglich fehlen ihnen alle Werkzeuge unsrer Handwerker. Sie ersetzen diesen Mangel durch sehr harte Steine, die sie scharf machen, und ihnen die Form von Beilen, Scheeren u. d. gl. geben. Sie gebrauchen vornehmlich Granit und Nierenstein dazu. Es wird allerdings ein sehr mühsamer Fleiß und Geduld dazu erfordert, um das Eisen durch eine so plumpe, unschickliche und von diesem Metalle so sehr verschiedene Materie zu ersetzen. Inzwischen haben alle wilden Völker in den verschiedenen Gegenden unsrer Erdkugel diese Industrie mit einander gemein, und die Werkzeuge der Bewohner der Südländer sind gerade eben dieselben, welche man bey denen in Neu-Guinea, Neu-Holland, auf allen Inseln des Südmeers, ja bey allen Amerikanern bey Entdeckung der neuen Welt fand. Es ist so gar glaublich, daß vor Erfindung des Eisens und der Kunst es zu schmelzen und zu so vielfachem Gebrauche zu verarbeiten, die ersten Einwohner und Urbäter der cultivirtesten Nationen mit dem Gebrauche der Steine den Anfang gemacht haben. Vielleicht haben sie sich viele Jahrhunderte hindurch dieser groben Werkzeuge bedient.

Die Pirogen von Neuseeland sind durchgängig von vortreflichem Cedernholz gebauet, womit das Land ganz bedeckt ist. Ich habe mich der Methode des Hrn. Du Samel bedient, um die respective Schwere des Holzes zu untersuchen, und gefunden, daß der Cubicfuß von

frisch geschlagenem Cedernholz in Neu-Seeland nur  $1\frac{1}{2}$  Pfund mehr wiegt, als das beste Tannenholz aus Riga.

Ich habe oben gesagt, daß die Wilden sich von allerley Schaalthieren nähren. Die Einsammlung derselben kostet wenig: die Weiber und Mägdchen lesen sie täglich an den Klippen des Meerufers auf. Sie hüllen sich zu dem Ende in eine Schürze von Binsen, die wie eine Strohecke gemacht ist, ein, um ihren kurzen Rock vor dem Seewasser zu schützen. Am Gürtel haben sie einen kleinen Korb von Binsen, um die Schaalthiere hinein zu legen.

Die Neu-Seeländer kennen keine andere Art der Jagd, als mit Netzen, womit sie Wachteln, wilde Enten, eine sehr große Art von Ringeltauben, und verschiedene andre Arten von Vögeln fangen, deren ich unten gedenken werde. Den Gebrauch von Pfeil und Bogen kennen sie nicht.

Von der Geschicklichkeit dieser Insulaner in der Anlage ihrer Dörfer, in Errichtung ihrer Magazine und Wohnungen habe ich geredet. Die Verfertigung ihrer Kleider begreift weit mehrere Arten von Arbeiten und Handgriffen. Sie bauen Pflanzen, die ein Gespinnste liefern. Sie rösten solche, und schlagen oder brechen sie nachgehends, um die harten holzigen Theile davon abzusondern: hernach hecheln sie diesen sogenannten Flachs mit Hecheln, die von großen Seemuscheln gemacht sind; sie haben eine Art Räder, um ihn zu spinnen, und eine grobe sehr einfache Mühle, um den Faden zu zwirnen oder zu dubliren. Sie machen auch einen starken Faden, der aus fünf bis sechs Haaren zusammen gesetzt ist. Endlich haben sie auch einen Stuhl, welcher der erste Anfang unsrer Weberstühle zu seyn scheint, worauf sie ihre feste, dauerhafte und sehr brauchbare Leinwand weben.

Man

Man kann sich in der That kaum vorstellen, was für ein himmelweiter Unterschied zwischen der rohen Industrie dieser Insulaner, und derjenigen herrscht, wodurch die cultivirten und erleuchteten Nationen ihre Bedürfnisse und ihre Ueppigkeit befriedigen. Es ist unglaublich, wie ungeheuer viel Zeit bey den Wilden durch die Unvollkommenheit ihrer Werkzeuge verloren geht. Man muß die Unzulänglichkeit und die langweiligen Bemühungen dieser, so zu sagen, aus den Händen der Natur kommenden Menschen selbst mit angesehen haben, um zu empfinden, wie vielen Dank wir denen schuldig sind, die seit Jahrhunderten die Künste nach und nach zu einem vollkommenern Zustande gebracht haben.

Die Wilden in Neuseeland leben in einem unaufhörlichen Kriege. Ihre verpallisadirten, mit Gräben umgebenen, und an steilen Küsten angelegten Dörfer beweisen, daß sie sich für Feinde fürchten, und beständig auf der Huth sind, um sich zu vertheidigen. Dieser kriegerische Zustand hat ihre Industrie auf die Verfertigung aller derjenigen Werkzeuge gelenkt, die tüchtig sind, ihre Nebenmenschen zu Grunde zu richten. Sie gebrauchen Stein, Holz und Thierknochen dazu. Ihre Streitkolben sind von harten Steinen, insgemein von Basalt und zuweilen von Nierenstein; ihre Lanzen, Pfeilen, Wurffspieße von einem sehr harten und schweren Holze; ihre Keulen ebenfalls von Holz oder Wallfischribben; ihre Kriegstrompeten verfertigen sie aus Holz; der Klang ist unangenehm, und hat einige Aehnlichkeit mit dem Luten der Hörner unsrer Hirten. Alle diese mörderlichen Instrumente sind fleißig gearbeitet und ausgeschmückt. Sie haben große Vorräthe davon.

Uebrigens sind alle diese Waffen für europäische Soldaten etwas elendes und lächerliches. Fünfzig hinlänglich mit Pulver und Bley versehene Musketier könnten diese Wilden, wenn sie sich an ihnen rächen wollten,

wollten, wie das Vieh todt schießen, und ganz und gar ausrotten.

Außer diesen mörderlichen Instrumenten haben die Neuseeländer noch zwei oder drey Arten von Flöten erfunden, die sie mit den Nasenlöchern blasen, und dadurch ziemlich sanfte, aber keine harmonischen Töne hervorbringen. Ich habe sie darauf blasen hören, zumal Abends, wenn sie in ihren Dörfern versammelt sind: und es schien, als ob sie zuweilen nach dieser Musik tanzten.

### Von der Religion der Neuseeländer.

Wir hielten uns nicht lange genug in Neuseeland auf, und ich war zu sehr mit dem, was unsre Schiffe betraf, beschäftigt, als daß ich mir hätte bestimmte Kenntnisse von der Religion und dem Gottesdienste der Einwohner erwerben können: bin aber doch überzeugt, daß sie eine Art von Religion haben.

1) Sie haben in ihrer Sprache ein Wort, welches die Gottheit ausdrückt. Sie sagen Ea-Touoe, welches so viel heißt, als derjenige, welcher die Erde erschütteret.

2) Wenn man ihnen Fragen darüber that, hoben sie die Augen und Hände gen Himmel, mit Bezeugung von Ehrfurcht und Furcht, welches anzeigte, daß sie ein höchstes Wesen glaubten.

3) Ich habe gesagt, daß man in der Mitte von jedem Dorfe eine hölzerne geschnitzte Figur finde, welches die Vorstellung einer Schutzgottheit des Dorfs zu seyn scheint. Man trifft auch in ihren Häusern dergleichen geschnitzte Figuren, wie kleine Idolen, an, die an einem vorzüglich in die Augen fallenden Orte stehen. Manche Wilden tragen eben dergleichen Figuren von Holz  
oder

oder Stein am Halse. Alle diese Figuren sind sehr häßlich, und haben meistens eine unproportionirte lange Zunge aus dem Munde hängen. Wenn dieses Bildnisse ihrer Gottheiten sind, so sollte man daraus schließen, daß sie solche für bösertige Wesen halten. Vielleicht aber stellen diese Figuren, ihrer Meynung nach, nur Genien vor, welche das Uebel in der Welt verursachen, und von der Gottheit verschieden sind.

4) Ich habe bemerkt, daß die Wilden, welche bey uns am Bord schliefen, sich ohngefähr um Mitternacht ermunterten, aufrichteten, und einige Worte daher murmelten, die ein Gebet zu seyn schienen. Sie antworteten sich einander, und es war, als wenn sie in einem Tone sangen. Diese Art von Gebet dauerte gemeiniglich acht bis zehn Minuten.

5) Wenn sie sich am Bord befanden, zur Zeit, wenn wir unser Gebet verrichteten, so schien sie dieses gar nicht zu befremden; sie nahmen vielmehr die Stellung der Matrosen an, als wenn sie sich mit ihnen im Gebet zu vereinigen suchten.

### Fernere Vorfälle im Inselhafen. Tod des Herrn von Marion, trauriges Ende des Aufenthalts daselbst.

Wenig Tage nach unsrer Ankunft im Inselhafen stellte Herr von Marion verschiedene Besichtigungen längst der Küste und im innern Lande an, um tüchtiges Holz zu Masten für den Castries ausfindig zu machen, wobey ihn die Eingebornen allenthalben begleiteten. Den 23sten May fand er einen Wald von prächtigen Cedern, zwey Meilen landwärts, nicht weit von einer Bay, die nur anderthalb Meilen von unsern Schiffen entfernt war. Wir legten hier also bald einen Zimmer-

platz

platz an, und schickten zwey Drittel unsrer Mannschaft dahin mit Aerten und allen nöthigen Werkzeugen, nicht nur die Bäume zu fällen, und die Masten zuzuhauen, sondern auch den Weg über drey kleine Berge und über einen Morast zu bahnen, über die sie bis ans Ufer gebracht werden mußten. An der Küste, welche dem Zimmerplaz am nächsten war, errichteten wir Barraken zur Communication, wohin von den Schiffen alle Täge Lebensmittel für die Arbeiter geschickt wurden, die sich zwey Meilen davon im Innern des Landes aufhielten.

Wir hatten also drey Posten am Lande. Der eine war auf der Insel Moutouaro, mitten im Hafen, wo unsre Kranken unter Zelten, die Schmiede zu den eisernen Reifen für die neuen Masten des Castries, und alle leeren Gefäße mit den Faßbändern waren, weil wir hier frisches Wasser einnahmen. Dieser Posten war mit zehn bewaffneten Mann nebst den Wundärzten für die Kranken besetzt. Der zweyte Posten befand sich auf dem festen Lande an der Küste, anderthalb Meilen von den Schiffen, und diente zur Niederlage und Verbindung mit dem dritten Posten, oder dem Zimmerplaz, der zwey Meilen davon mitten im Holze lag. Die beyden letztern Posten wurden ebenfalls von Officiers commandirt, die bewaffnete Mannschaft unter sich hatten, um unsre Sachen zu decken.

Auf diesen Posten und auf beyden Schiffen waren die Wilden beständig unter uns: sie versahen uns tauschweise gegen Nägel mit Fischen, Wachteln, Ringeltauben und wilden Enten. Sie aßen mit unsern Matrosen, halfen ihnen bey der Arbeit: So oft sie mit Hand anlegten, merkte man es bald, weil sie eine erstaunliche Stärke besizen; und unser Schiffsvolk ward dadurch sehr erleichtert.

Unsre jungen Leute wurden durch das freundliche Betragen der Wilden und durch die Willfährigkeit ihrer Mägden so dreist gemacht, daß sie täglich in den Dörfern umher giengen, sich tief ins Land wagten, um wilde Enten zu schießen. Sie nahmen gemeiniglich Wilde mit, die sie mit eben der Leichtigkeit durch Sümpfe und Flüsse schleppten, als ein starker Mann ein Kind trägt. Zuweilen giengen sie sehr weit, und kamen zu Einwohnern von einer ganz andern Gegend, und in Dörfern von noch beträchtlichem Umfange, als die im Hafen befindlichen. Sie fanden die Menschen dort von einer weißern Farbe, wurden aber wohl aufgenommen, und kehrten um Mitternacht durch Wälder zurück. Wenn sie müde waren, wurden sie von den Wilden, die bey ihnen waren, getragen.

Beym allem diesen freundschaftlichen Betragen der Wilden waren wir doch immer etwas auf der Hut; unsre Bote giengen nie unbewaffnet an Land, und die Wilden durften nie mit ihren Waffen an Bord kommen. Endlich ward das Zutrauen so groß, daß Herr von Marion befahl, die Schaluppen und Bote nicht weiter zu bewaffnen, wenn sie nach dem Lande fuhren. Ich that mein möglichstes, um ihn zu bereden, diesen Befehl wieder zurückzunehmen. Ungeachtet der Liebkosungen vergaß ich nie, daß unser Vorgänger, Tasman, die Bay, wo er in Neuseeland landete, die Mörderbay genannt hatte. Wir wußten damals noch nicht, daß Kapitän Cook sie nachher besucht, und genau untersucht hatte, und eben so wenig, daß er hier Menschenfresser angetroffen, und beynähe in eben dem Hafen, wo wir vor Anker lagen, getödtet worden wäre.

Es ist sonderbar, daß die Einwohner, welche das Jahr zuvor ein französisches und englisches Schiff gesehen, mit ihnen gehandelt, und nothwendig von ihnen  
Eisen,

Eisen, Leinwand und andre europäische Waaren bekommen hatten, uns nie etwas davon zeigten, und auch nicht zu verstehen gaben, daß sie bereits andre Schiffe, als das unsrige, gesehen hätten. Inzwischen gieng es mit den Sachen, die wir ihnen täglich gaben, eben so, sie kamen nie wieder zum Vorschein, und wir fanden nicht die geringste Spur davon, wenn wir in ihre Dörfer und Häuser kamen.

Herr von Marion war vollkommen sicher geworden, und suchte ein Vergnügen darin, mitten unter diesen Wilden zu leben. Wenn er sich im Schiffe befand, so war die Kajüte immer mit ihnen angefüllt, er liebte sie, suchte sich ihnen mit Beyhülfe des Wörterbuchs von Otaheite verständlich zu machen, und überhäufte sie mit Geschenken. Die Wilden wußten sehr wohl, daß er der Befehlshaber über beyde Schiffe war, und die Steinbütte liebte, weswegen sie ihm täglich welche brachten. Sobald er sich merken ließ, daß er etwas verlangte, so bezeigten sie sich gleich zu seinen Befehlen bereitwillig. Wenn er an Land gieng, so begleiteten alle Einwohner ihn aufs feyerlichste, und mit vielen Freudenbezeugungen; die Weiber, Mägdchen, und so gar die Kinder liebte ihn; alle nannten ihn bey seinem Namen.

Tacoury, das Oberhaupt des größten Dorfes in dieser Gegend, hatte seinen Sohn, von ohngefähr vierzehn Jahren, den er sehr liebte, zu ihm an Bord gebracht, und des Nachts da gelassen. Drey Sklaven von des Herrn von Marion seinen waren in einer Piroge geflüchtet, die aber im Anlanden zu Grunde gieng. Tacoury ließ die beyden, welche nicht ertrunken waren, greifen, und brachte sie dem Herrn von Marion wieder. Ein Wilder war eines Tages zu einem Schießloche bey der Pulverkammer hinein gekrochen, und stahl  
einen



einen Säbel. Man ward es gewahr, und brachte ihn aufs Berdeck. Als es dem Oberhaupt angezeigt ward, gab dieser ihm einen scharfen Verweis, und bat, man sollte ihn auch in Fesseln legen, wie einen Matrosen, der eben geschlossen saß: er ward aber doch ohne Strafe losgelassen.

Wir waren so vertraut mit den Einwohnern geworden, daß fast jeder Officier einen oder etliche Freunde darunter hatte, die immer um ihn waren, und ihn begleiteten. Wären wir damals abgeseegelt, so brachten wir von den Eingebornen die vortheilhaftesten Begriffe nach Europa, und schilderten sie in unsern Berichten als die umgänglichste, menschenfreundlichste und gastfreyeste Nation auf dem Erdboden. Unsre Erzählungen würden für die Philosophen, welche den natürlichen Menschen so sehr erheben, ein Triumph gewesen seyn; sie hätten sich gefreuet, die Speculationen ihres Kabinetts durch Reisende bekräftigt zu sehen, und solche als die glaubwürdigsten Männer herausgestrichen. Gleichwohl hätten wir uns beyderseits sehr geirrt.

Herr von Marion war den 8ten Jun. in Begleitung eines Haufens von Wilden an Land gegangen. Er ward mit größern Freundschaftsbezeugungen, als gewöhnlich, empfangen. Die Häupter der Wilden versammelten sich, erkannten ihn einstimmig für das große Oberhaupt des ganzen Landes, und steckten ihm die vier weißen Federn, das Kennzeichen der Häupter, auf den Kopf in die Haare. Er kam mehr, als jemals, über die gutherzigen Wilden zufrieden an Bord zurück.

Zu gleicher Zeit bezeigte mir der junge Wilde, den ich sehr lieb gewonnen hatte, und der mich täglich besuchte, ungemein viel Zuneigung. Es war ein junger schöner wohlgebildeter Mann, von einer sanften freundlichen Gesichtsbildung. An diesem Tage bemerkte ich

aber eine bisher ungewöhnliche Traurigkeit; er brachte mir Waffen und andre Werkzeuge, und allerley Zierrathen zum Puz, die ich von ihm zu erhalten, ein Verlangen bezeugt hatte: ich wollte ihm eiserne Instrumente und rothe Schnupftücher geben, die ihm, wie ich wusste, angenehm waren; er schlug aber alles aus. Ich wollte ihm seine Geschenke wieder zurück geben, er wollte sie aber nicht annehmen. Ich bot ihm zu essen an, er weigerte sich gleichfalls, und gieng ganz traurig weg. Ich sahe ihn auch nicht wieder.

Einige andre Wilde, die Freunde unsrer Officiers waren, und sonst alle Tage zu ihnen kamen, ließen sich ebenfalls nicht sehen. Wir gaben aber auf diesen sonderbaren Umstand nicht Achtung. Wir befanden uns seit 33 Tagen in diesem Hafen, und lebten mit den Wilden im besten Vernehmen, welche uns die beste Nation auf der Welt zu seyn schienen. Wir breiteten uns täglich auf dem ganzen Striche aus, um das Land und die Producte genauer kennen zu lernen, und zu sehen, ob wir nicht Metalle oder andre nuzbare Handlungskartikel entdecken könnten. Herr von Marion hatte mit seinem Boote sehr weite Reisen gethan, und verschiedene von andern Wilden bewohnte Bayen besucht, die ihn insgesammt wohl aufgenommen hatten.

Endlich gieng Herr von Marion den 12ten Jun. nebst zwölf bewaffneten Mann und zween jungen Officiers, den Hrn. von Vandricourt und le Sour, in allen 17 Personen, in seinem Boote an Land. Tacourry, Anführer des größten Dorfs, und noch ein andrer Anführer begleiteten ihn, und seine Absicht war, Austern, die er liebte, zu essen, und am Fuße des Dorfs von Tacourry zu fischen. Abends kam Herr von Marion, wider seine Gewohnheit, nicht zurück. Man sahe auch niemand aus dem Boote zurückkommen, war aber nicht

nicht betreten darüber, weil man so viel Vertrauen auf die Freundschaft der Eingebornen setzte, daß niemand einiges Mißtrauen hegte. Man glaubte bloß, Herr von Marion hätte nebst seinem Gefolge am Lande in unsern Hütten geschlafen, um den folgenden Morgen in der Nähe zu seyn, die Arbeit auf dem Zimmerplaze zu besehen, welcher zwei Meilen im Innern des Landes lag, und wo man sich mit den Masten des Castries beschäftigte. Man war ziemlich weit mit der Arbeit gekommen, hatte auch bereits einige Materialien fast bis ans Ufer geschafft, weil die Wilden uns täglich bey dieser beschwerlichen Arbeit hülfreiche Hand leisteten.

Den folgenden Morgen, als den 13ten Jun. um fünf Uhr morgens, schickte der Castries sein Boot an Land, um Wasser und Holz zum Gebrauche des Tages zu holen, welches nach der Verabredung zum Gebrauche beider Schiffe wechselsweise geschah. Um neun Uhr sahe man einen Menschen gegen das Schiff zu schwimmen, dem man eiligst ein Boot zu Hülfe schickte, um ihn an Bord zu bringen. Es war ein Matrose, und der einzige, welcher sich gerettet hatte, indem seine Kameraden insgesammt von den Wilden ermordet waren. Er hatte zween Lanzenstiche in der Seite, und war sehr gemißhandelt. Er erzählte, daß sich die Wilden bey Anlandung der Schaluppe ohne Waffen und mit den gewöhnlichen Freundschaftsbezeugungen dargestellt, daß sie die Matrosen, die sich nicht naß machen wollen, wie sie sonst gethan, aus der Schaluppe auf den Schultern ans Ufer getragen, und sich als gute Gehülfsen bezeigt hätten: wie sich die Matrosen aber zerstreut, um Holz zu sammeln, hätten sie auf einmal ihre Lanzen, Streitkolben und Keulen genommen, und wären in Haufen zu acht bis zehn über jeden Matrosen hergefallen, und hätten ihn ermordet. Weil ihn aber nur zween oder

drey angegriffen, so habe er sich anfangs gewehrt, als er aber mehrere auf sich zukommen gesehen, und nahe am Meere gewesen wäre, so sey er geflohen, und habe sich im Gebüsch versteckt, und bemerkt, wie sie seine Kameraden umgebracht, ausgezogen, ihnen den Leib aufgeschnitten, und angefangen, sie in Stücken zu zerhacken, worauf er sich entschlossen, es zu versuchen, ob er das Meer erreichen, und nach einem von den Schiffen schwimmen könnte.

Nach dieser abscheulichen Erzählung zweifelte nun niemand mehr, daß Herr von Marion nebst den 16 Mann im Boote, von denen man nichts weiter gehört, ein gleiches Schicksal mit den 11 Mann in der Schaluppe gehabt hätte. Die Officiers am Bord berathschlagten sich nunmehr über die besten Mittel, die drey Posten, die wir am Lande hatten, zu retten.

So gleich ward die Schaluppe des Mascarin \*) mit einem Officier und einem Commando Soldaten unter einem Unterofficier wohlbewaffnet abgefertigt. Der Officier bekam Befehl, Acht zu geben, ob er unterwegs längst der Küste nicht das Boot des Hrn. von Marion und seine Schaluppe antreffen könnte, vornehmlich aber dahin zu sehen, den Posten insgesammt Nachricht zu geben, vor allen Dingen aber nach dem Orte zu marschiren, welcher dem Zimmerplaz am nächsten war, um diesem Posten die stärkste und thätigste Hülfe zu leisten, und ihn von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Unterweges entdeckte der Officier beydes, das Boot und die Schaluppe des Herrn von Marion, die unter dem Dorfe des Tacoury gescheitert waren. Die Wilden hatten solche umgeben, und sich

\*) Man sehe den Vorbericht des Verfassers.

sich mit den Aerten, Säbeln und Flinten der Ermordeten bewaffnet.

Der Officier hielt sich, um keine Zeit zu verlieren, gar nicht dabey auf, ob er gleich die Wilden leicht verzagen, und sich der Fahrzeuge bemächtigen konnte. Er befürchtete, er möchte zu spät auf dem Zimmerplatze eintreffen, und befolgte seine Ordre, diesem Posten vornehmlich beizuspringen, und von dem traurigen Vorfalle des vorigen Tages und dieses Morgens Nachricht zu ertheilen.

Zum Glücke befand ich mich auf diesem Posten, und hatte nicht geschlafen. Ohne etwas von der Ermordung des Herrn von Marion zu wissen, ließ ich genau Acht geben. Ich war auf einem kleinen Hügel, um die Fortschaffung der Masten anzuordnen, als ich um zwey Uhr Nachmittags ein Commando in bester Ordnung auf uns los marschiren sah; aus dem Schimmer der aufgeschlossenen Bajonetten erkannte ich, daß es nicht die gewöhnlichen Schiffswaffen waren.

Ich merkte gleich, daß dieß Commando uns einen traurigen Vorfall ankündigen würde. Um inzwischen unsern Leuten keine Furcht einzujagen, rief ich dem Unterofficier, der voraus marschirte, so bald er mich verstehen konnte, laut zu, Halte zu machen, und gieng ihm allein entgegen, um zu hören, was es gäbe. So bald ich es vernommen, verbot ich dem Commando, kein Wort zu sagen, und gieng mit ihm nach dem Posten.

So gleich ward die Arbeit eingestellt, und das Werkzeug und die Waffen zusammen gebracht. Ich ließ die Flinten laden, und was nur fortzubringen war, unter die Matrosen vertheilen. In einer von den aufgeschlagenen Hütten ward ein Loch gemacht, und das übrige hinein vergraben. Nachdem sie abgebrochen war, ließ ich sie verbrennen, um unter der Asche das wenige

vergrabene Handwerks- und andres Geräthe zu verbergen. Unsere Leute wußten noch nichts von dem Unfälle, der dem Herrn von Marion und ihren Kameraden begegnet war. Es war nöthig, daß sie ihren Verstand und kaltes Blut behielten, um uns aus diesem gefährlichen Handel zu ziehen. Wir waren von bewaffneten Wilden umgeben, welches ich nicht eher bemerkte, als bis das Commando zu mir gestoßen war, und der Unterofficier mir den Verlauf der Sache erzählte. Die Wilden hatten alle Anhöhen truppweise besetzt.

Ich vertheilte das Commando, welches ich mit bewaffneten Matrosen verstärkte, die zum Theil bey dem voraus marschirenden Unterofficier, zum Theil hinter drein giengen. Die Matrosen mit dem Geräthe waren in der Mitte, und ich machte den Nachtrab aus. Wir traten den Marsch, 60 an der Zahl, an, und marschirten durch verschiedene Haufen von Wilden, deren Häupter mir fleißig die traurigen Worte zuriefen: *Tacoury maté Marion*, d. i. Tacoury hat den Marion getödtet. Die Absicht der Häupter war, uns eine Furcht einzujagen, weil wir bemerkt hatten, daß, wenn bey ihnen das Oberhaupt in einem Handgemenge bleibt, alles für verloren von den übrigen geachtet wird.

Wir marschirten auf diese Weise beynah zwei Meilen bis ans Meer, wo uns unsre Schaluppen erwarteten. Die Wilden beunruhigten uns nicht, sondern begnügten sich neben her zu gehen, und uns fleißig zuzurufen, daß Marion todt, und gegessen wäre. Ich hatte gute Schützen unter dem Commando, die, als sie den Tod Marions vernahmen, vor Wuth brannten, sich zu rächen, und mich zu wiederholten malen um Erlaubniß baten, den Anführern, die uns zu trocken schienen, eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Es war aber  
nicht

nicht Zeit, unter unsern Umständen an Rache zu denken. Der Verlust eines einzigen Mannes war unerseßlich, und verloren wir mehrere, so konnten beyde Schiffe nicht von Neuseeland weggebracht werden. Wir hatten über dieses noch einen dritten Posten, nämlich unsre Kranken, in Sicherheit zu bringen. Ich that also der Hitze unsrer Leute Einhalt, und versprach ihnen, daß sie zu einer gelegnern Zeit ihre Rachbegierde befriedigen sollten.

Als wir bey der Schaluppe angekommen waren, schienen uns die Wilden näher auf den Hals zu kommen. Ich befahl den beladenen Matrosen zuerst einzusteigen, hernach wandte ich mich an einen der Häupter, steckte zehn Schritte von ihm einen Spieß in die Erde, und gab ihm zu verstehen, daß, wenn ein Wilder weiter vordränge, ich ihn mit meinem Karabiner über den Haufen schießen würde; zugleich zeigte ich ihm, als ob ich mich dessen bedienen wollte. Ich sagte ihnen mit einem drohenden Tone, daß sie sich insgesamt niedersehen sollten. Der Anführer folgte meinem Befehle bereitwillig, wiederholte ihn gegen die Seinigen, die sich insgesamt, ohngefähr 1000 an der Zahl, niederließen.

Ich ließ alle Leute nach einander in die Schaluppe steigen, welches lange währte, weil viel Gepäck hinein zu schaffen war, und weil sie Wasser zog, und nicht dicht ans Ufer legen konnte, so daß man durch das Meer waden mußte, um ins Boot zu steigen. Ich begab mich zuletzt ins Boot; so bald als ich ins Wasser trat, standen die Wilden insgesamt auf, überschritten das ausgesteckte Zeichen, siengen ein schreckliches Kriegsgeschrey an, und warfen Wurfspieße und Steine auf uns, die aber niemand beschädigten. Sie verbrannten unsre am Ufer befindlichen Hütten, drohten

uns mit ihren Waffen, die sie gegen einander schlugen, und ein schreckliches Geschrey dabey ausstießen.

So bald ich im Boote war, ließ ich den kleinen vierarmigten Anker der Schaluppe lichten. Die Leute mußten sich insgesammt so stellen, daß sie den Ruderern nicht im Wege waren. Die Schaluppe war so beladen und voll, daß ich am Hintertheil stehen, und das Steuerruder zwischen die Beine nehmen mußte. Meine Absicht war, keinen einzigen Schuß thun zu lassen, sondern geschwinde ans Schiff zu kommen, um die Schaluppe hernach nach der Insel Montouaro zu schicken, und die Kranken, die Schmiede und unsre Gefäße in Sicherheit zu bringen.

So wie wir anfiengen uns vom Ufer zu entfernen, so vermehrte sich auch das Geschrey und die Drohungen der Wilden, so daß unser Rückzug das Ansehen einer Flucht hatte. Die Wilden begaben sich ins Wasser, als wenn sie einen Angriff auf die Schaluppe thun wollten. Nunmehr achtete ich es, wiewohl mit meinem größten Widerwillen, für nöthig, diesen Unglücklichen zu unsrer eignen Sicherheit die Ueberlegenheit unsrer Waffen zu zeigen. Ich ließ die Ruder aufheben, und befahl vier Soldaten, auf diejenigen Oberhäupter, welche die feindseligsten schienen, und die andern am meisten aufmunterten, zu schießen. Jeder Schuß erlegte einen: und das Feuer dauerte einige Minuten fort. Die Wilden sahen ihre Häupter und Kameraden mit einem unglaublichen Erstaunen fallen: Sie begriffen nicht, wie jene durch Waffen fallen konnten, die sie nicht berührten, wie ihre Keulen und Streitkolben. Bey jedem Schusse wiederholten sie ihr Geschrey und ihre Drohungen. Sie machten die heftigsten Bewegungen, ohne von der Stelle zu gehen: und blieben an der Küste, wie eine Heerde Rindvieh, stehen.

Wir



Wir hätten sie insgesammt vernichtet, wenn ich das Feuern fortsetzen ließ. Nachdem wider meinen Willen viel zu viel erschossen waren, ließ ich nach dem Schiffe rudern, und die Wilden fuhren fort unaufhörlich zu schreyen.

So bald ich an Bord des Mascarin kam, fertigte ich augenblicklich die Schaluppe ab, um den Posten mit den Kranken in Sicherheit zu bringen. Ich schickte einen Officier mit einem Commando dahin, und befahl ihm alle Kranken und Zubehörungen zum Hospital mitzubringen, die Zelte abzunehmen: für die Schmiede mit den Wassertonnen auf die Nacht eine Befestigung zu machen; eine Schildwache gegen das auf der Insel befindliche Dorf zu stellen, und vornehmlich gegen unvermuthete Ueberfälle auf der Huth zu seyn. Ich befürchtete von Seiten der Wilden einen Angriff auf unsre Schmiede, die viel Eisen hatte, das bey ihnen Lust dazu erregen konnte. Ich verabredete mit dem Officier auch Signale für die Nacht, und versprach die schleunigste Hülfe, im Fall er angegriffen würde.

Die Kranken kamen glücklich, ohne irgend einen Zufall, um 11 Uhr des Nachts an Bord. Die Wilden streiften die ganze Nacht um unsern Posten; weil sie aber merkten, daß unsre Leute gut auf der Hut waren, so unternahmen sie nichts, nachdem sie einen Versuch gemacht hatten, solche zu überfallen.

Den folgenden Tag, als den 14ten, schickte ich ein zweytes Commando mit zween Officiers nach der Insel. Wir hatten den nöthigen Vorrath von Holz und Wasser zu unsrer Reise noch nicht. Nach dem, was wir von den Wilden erfahren hatten, würden wir große Schwierigkeiten gehabt haben, uns auf dem festen

Landes damit zu versorgen. Die Insel Moutouaro lag mitten im Hafen, und unsern Schiffen sehr gelegen; sie hatte Holz genug, und ein Bach von süßem Wasser war uns sehr gelegen, das Gefäße zu füllen. Aber es befand sich auf dieser Insel ein Dorf, das etwa 300 Wilde enthielt, welche uns sehr beunruhigen konnten. Ich befahl deswegen dem Officier, alle Mannschaft zusammen zu ziehen, und das Dorf anzugreifen, im Fall die Eingebornen Miene machten, uns zu beunruhigen, es zu verbrennen, und die ganze Insel von ihnen zu säubern, damit wir unsern Wasserplatz mit Sicherheit nutzen könnten.

Nachmittags zeigten sich die Wilden in Waffen, und kamen unserm Posten ziemlich nahe, sie droheten durch Geberden, und forderten unsere Leute gleichsam zum Gefecht heraus. Sie stellten sich gleich in Ordnung, um die Wilden zu empfangen, und marschirten ihnen mit aufgepflanzten Bajonetten entgegen, doch ohne zu schießen, worauf diese die Flucht nahmen. Am Eingange des Dorfs machten sie Halt, und erhoben ein erschreckliches Geschrey.

Der Anführer Malon, einer von denen, die am vertrautesten mit uns umgiengen, war in Gesellschaft mit den Anführern oder vornehmsten Kriegern von fünf andern Dörfern: sie geberdeten sich gewaltig, und suchten durch ihre Stimme und Bewegung der Waffen die jungen Krieger aufzumuntern, uns anzugreifen; diese hatten das Herz aber nicht. Unsre Leute machten in Schlachtordnung einen Pistolenschuß vor dem Thore Halte, und fiengen nun an Feuer zu geben. Sechs Anführer wurden gleich über den Haufen geschossen, da denn die übrigen insgesammt die Flucht nahmen, und durch das Dorf ihren Pirogen zueilten. Das Commando verfolgte sie mit den Bajonetten, tödtete etwa  
funfzig,

funfzig, jagte einen Theil des Ueberrests in das Meer, und zündete darauf das Dorf an. Durch dieses Mittel blieben wir Herren der Insel, und hatten nur einen schwer Verwundeten, der durch einen Wurffspieß im Augenwinkel verwundet war.

Nach dieser Expedition brachten wir unsre Schmiede, Eisen und Wassergesäße an Bord. Ich ließ hierauf das Farrenkraut auf der Insel abhauen, welches auf sechs Fuß hoch und sehr dick steht, damit die Wilden sich nicht dahinter verbergen konnten. Ich gab Befehl, die im Gefecht getödteten Wilden zu begraben, doch so, daß eine Hand aus der Erde heraus steckte, um ihnen zu zeigen, daß wir unsre Feinde nicht fräßen, wie sie. Ich hatte den Officiers aufgetragen, uns, wo möglich, einige Wilde lebendig zu liefern, und junge Leute beyderley Geschlechts zu fangen, und so gar versprochen, den Soldaten und Matrosen für jeden, den sie haschen würden, 50 Piaster zu schenken. Die Einwohner waren aber so behutsam, und brachten ihre Weiber und Kinder aufs feste Land in Sicherheit. Die Soldaten suchten die Verwundeten, welche nicht entfliehen konnten, zu binden, aber diese Unglücklichen waren wie rasend, und bissen wie wilde Thiere, andre zerrissen die Stricke, womit man sie band, wie Bindfäden. Es war nicht möglich, einen einzigen habhaft zu werden.

Unterdessen hatte der Castries weder Fockmast, noch Bogspriet. Es war nun nicht mehr daran zu denken, unsern schönen Cedernmast vom festen Lande zu holen, der uns solche unsägliche Mühe gekostet hatte, um ihn aus seinem Standorte zu bringen. Wir besetzten also verschiedene kleine Stücke Holz, die wir in unsern Schiffen vorräthig fanden, und versahen auf diese Weise den Castries wieder mit Masten.

Wir

Wir gebrauchten 700 Wassertonnen und 70 Klafter Brennholz für beyde Schiffe, hatten aber nur eine einzige Schaluppe zu dieser Arbeit. Inzwischen brachten wir sie doch nach und nach innerhalb einem Monate zu Stande. Täglich gieng die Schaluppe nach der Insel, um wechselsweise eine Ladung Wasser und Holz zu holen. Ich ließ die Arbeiter allezeit durch ein Commando bedecken, welches jeden Abend wieder an Bord zurück kam.

Eines Tages, als die Schaluppe später, wie gewöhnlich, an der Insel blieb, setzten eine Menge Wilde auf einer Seite, da man es nicht gewahr werden konnte, nach der Insel über. Die Schildwache, welche auf einer Anhöhe gestellt war, sahe einen Mann mit einem Hute und als Matrose gekleidet auf sich zu kommen, der aber daher schlich, als einer, der nicht gesehen seyn wollte. Die Schildwache merkte die Verkleidung, und schoß ihn über den Haufen. Alsobald erschien eine Menge Wilde, welchen das Commando nachsetzte, und einige tödtete; verschiedene hatten die Kleider der vorher erschlagenen Officiers und Matrosen an, die andern schifften sich in ihre Pirogen ein. Nach diesem vergeblichen Versuche zeigten sich keine Einwohner mehr.

Seit dem Tode des Hrn. von Marion sahen wir von unsern Schiffen die Wilden, die sich auf die Anhöhen begeben hatten, in beständiger Bewegung, wir erkannten die Schildwachen auf den höchsten Stellen der Berge sehr deutlich, von da sie den übrigen Haufen von unsrer geringsten Bewegung Nachricht gaben. Sie hatten beständig das Gesicht nach uns gekehrt; wir hörten das Geschrey der Schildwachen, die sich einander mit einer unglaublich starken Stimme antworteten. Des Nachts machten sie Signale mit Feuer.

Wenn die Wilden sich bis auf einen Kanonenschuß den Schiffen näherten, thaten wir zuweilen einen Schuß auf sie, zumal des Nachts, um ihnen zu zeigen, daß wir auf der Hut wären: sie empfanden aber in der zu großen Entfernung die Wirkung nicht davon, so daß vielmehr zu befürchten war, sie möchten so dreist werden, und auf unsre Kanonen nicht achten. Es ward jedoch einmal eine Piroge mit acht oder 10 Mann, die in der Nähe des Castries vorbeifuhr, durch eine Kanonenkugel in zweien Stücken geschossen, so daß einige Wilde blieben, und die übrigen sich durch Schwimmen retten mußten.

Wir hatten inzwischen von dem Schicksal des Hrn. von Marion, der beyden andern Officiers und der 14 Matrosen, die auf dem Boote gewesen waren, theils um es zu regieren, theils um zu fischen; keine gewisse Nachricht. Wir wußten bloß aus der Erzählung des entwichenen Matrosen, der den Tag nach der Ermordung der Mannschaft in der Schaluppe an Bord schwamm, daß man die Leiber der 11 Mann, nachdem sie bey dem verräthrischen Angriffe ermordet worden, aufgeschnitten, in Viertel zerhackt, und unter die Gehülften des Complots vertheilt habe. Der gerettete Matrose sahe diese grausende Scene aus den Gebüschten, darin er sich versteckt hatte.

Um nun wegen des Schicksals des Hrn. von Marion und seiner Mitunglücklichen einige gewissere Umstände einzuziehen, fertigte ich die Schaluppen mit einigen Officiers, auf die ich mich verlassen konnte, und einem starken Commando nach dem Dorfe des Tacoury ab, welcher nach Aussage der Wilden den Hrn. von Marion getödtet haben sollte, weil wir wußten, daß er daselbst in Gesellschaft des Tacoury gefischt, und auch sein gescheitertes Boot und Schaluppe ans Ufer

Ufer geschleppt, und von bewaffneten Wilden umringt gesehen hatten. Die Officiers bekamen Befehl, die genauesten Untersuchungen anzustellen, erstlich an dem Orte, wo man den vorigen Tag die gescheiterten Fahrzeuge antraf, hernach ins Dorf zu gehen, die Wilden, wenn sie sich wehrten, anzugreifen und aus dem Wege zu räumen, und alsdann alle öffentliche und Privatgebäude sorgfältigst zu durchsuchen, alles mitzunehmen, was sie etwa von des Hrn. von Marion und seiner Gefährten Sachen finden möchten, um über ihren Tod einen gerichtlichen Auffas zu machen, und endlich die Expedition mit Anzündung des Dorfs und Wegnehmung der großen Kriegspirogen, die am Fuße des Dorfes lagen, zu endigen, und solche mit an Bord zu bringen, oder, im Fall dieses nicht angienge, auf der Stelle zu verbrennen.

Die Schaluppe gieng mit Steinstücken und kleinen Kanonen wohl bewaffnet ab. Der Officier landete zuerst an dem Orte, wo wir die gescheiterten Fahrzeuge sahen: fanden sie aber nicht mehr, weil die Wilden sie, um das Eisen zu bekommen, in Brand gesteckt hatten. Das Commando marschirte darauf in guter Ordnung nach dem Dorfe. Die Verräther sind so niederträchtig in Neu-Seeland, wie an andern Orten, also hatte Tacoury auch die Flucht genommen, man erblickte ihn von weitem und außer dem Schusse mit des Hrn. von Marion Mantel auf den Schultern, der von Englischem Luche, das auf einer Seite blau und auf der andern scharlachroth, und folglich sehr kenntlich war. Sein Dorf war verlassen, man fand nur einige Alte, die den Flüchtlingen nicht folgen konnten, und ruhig vor ihren Häusern saßen. Man wollte sie gefangen nehmen. Einer von ihnen schien ziemlich gelassen, schlug aber doch einen Soldaten mit einem Spieße,

Spieße, den er bey sich hatte. Man tödtete ihn, that aber den übrigen im Dorfe gebliebenen kein Leid. Alle Häuser wurden auf das sorgfältigste durchsucht. In der Küche des Tacoury fand man das Gehirn eines Menschen, das kürzlich erst gebraten worden; es war noch etwas Fleisch daran, wo man die Eindrücke der Zähne dieser Menschenfresser deutlich bemerkte. Ferner fand sich ein Stück von einer menschlichen Lende an einem hölzernen Bratspieße, wovon drey Viertel verzehrt war.

In einem andern Hause entdeckte man den Leib eines Hemdes, welches man für das vom Hrn. von Marion erkannte. Der Hals war ganz blutig, und in der Seite waren drey bis vier Löcher, ebenfalls mit Blut besetzt. In verschiedenen andern Häusern lagen die Kleider und Pistolen des jungen Hrn. von Vandricourt, welcher den Hrn. von Marion auf dem unglücklichen Fischfange begleitete. Endlich entdeckte man auch die Waffen des Bootes, und einen Haufen zerrissener Lumpen von den Kleidern unsrer unglücklichen Matrosen. Nachdem alles genau durchsucht, und alle Beweise des Mordes von Hrn. von Marion und seinen Leuten, und die von den Wilden zurückgelassenen Sachen zusammen gebracht waren, ward das Dorf angezündet und in einen Aschenhaufen verwandelt.

Zu gleicher Zeit ward das Commando gewahrt, daß die Einwohner ein anderes benachbartes und weit mehr befestigtes Dorf, als die übrigen, ausräumten. Das Haupt desselben hieß Piquiore, und wir hatten großen Verdacht, daß er der Gehülfe des Tacoury gewesen. Das Commando marschirte nach diesem Dorfe, fand es ganz verlassen, und viele Sachen aus unsern Fahrzeugen und zerrissene Kleider unsrer ermordeten Matrosen darin. Unter andern entdeckte man in des Pi-  
quiore

quiore Küche menschliche Eingeweide, das man für das von unserm Feldarzte hielt: es war rein gemacht, und gekocht. Dieß Dorf ward ebenfalls in die Asche gelegt. Als unsre Leute wieder zu Schiffe gehen wollten, stießen sie zwey Kriegspirogen ins Meer, banden sie an die Schaluppe, und brachten sie mit an Bord. Nachdem wir die Breter, und was uns nützen konnte, heraus genommen, steckten wir sie in Brand, weil wir sie bey ihrer Länge von 60 Fuß nicht aufs Schiff nehmen konnten.

Da wir nun sichere Beweise von dem Tode des Hrn. von Marion hatten, durchsuchten wir seine Papiere, um den Plan zur fernern Fortsetzung der Reise zu finden. Wir entdeckten auch sehr weitläufige Punkte, die der Intendant von Isle de France in Form einer Instruction aufgesetzt hatte, darin er dem Hrn. von Marion die Freyheit ließ, seine Operationen und Untersuchungen nach Gutdünken einzurichten, und ihm nur die beste Weise vorschlug, wie er seine Bemerkungen anstellen, und sowohl zum vorzüglichsten Nutzen der Kolonien, als überhaupt zur Erweiterung der menschlichen Kenntnisse einrichten könnte.

Die Oberofficiers beyder Schiffe pflogen nunmehr Berathschlagungen, was zu thun sey; da sich denn ergab, daß wir unsre besten Matrosen eingebüßt, daß der Castries drey Anker, drey Kabeltaue, und seine Schaluppe verloren, daß seine Masten aus vielen kleinen Stücken bestünden, und lange so fest nicht wären, als wenn man tüchtiges Holz, und die Bequemlichkeit sie wohl zu befestigen gehabt hätte; daß auf beyden Schiffen viele Kranke wären, und endlich, daß wir nur auf acht bis neun Monate Lebensmittel hätten, voraus gesetzt, daß unsre Vorräthe wohl erhalten würden. Aus diesen Betrachtungen ward einstimmig beschlossen, zwar nach des Hrn. von Marion Plan weiter ins Südmeer

hinein



hinein zu gehen, aber keine entfernte Länder aufzusuchen, sondern es dabey bewenden zu lassen, von den Inseln Rotterdam und Amsterdam, wo sich frische Lebensmittel finden würden, genaue Erkundigungen einzuziehen, von da nach den Marianischen Inseln, alsdenn nach den Philippinen zu segeln, wo wir vielleicht einen nützlichen Handel schließen könnten, und endlich von da nach Isle de France zurück zu gehen.

Wie dieser Plan festgesetzt war, schafften wir vollends die nöthigen Bedürfnisse von Holz und Wasser an Bord, und nahmen von der Insel Neu-Seeland, welche die Einwohner Tahénomaouvé nennen, im Nahmen des Königs Besitz. Hr. von Marion hatte sie Südfrankreich genannt. Wir machten Anstalt, den Hafen zu verlassen, dem Hr. von Marion seinen Nahmen beylegte, weil er ihn mit seinem Boote zuerst entdeckte. Beym Kapitain Cook heißt er auf seiner Charte der Inselhafen, und wir nannten ihn den Hafen der Verrätheren. Seine südliche Breite ist  $35^{\circ} 10'$  und die Länge  $174^{\circ}$  östlich vom Meridian der Stadt Paris. Die Abweichung der Magnethadel war  $12^{\circ}$  Nordöstlich.

Ehe wir Neu-Seeland verlassen, muß ich noch meine Anmerkungen über die Sitten der Einwohner überhaupt mittheilen, wovon bisher einzelne Bruchstücke vorgekommen sind. Hernach werde ich noch etwas von der physikalischen Beschaffenheit und den verschiedenen Producten des Landes sagen.

### Allgemeine Betrachtungen über die Sitten und Gewohnheiten der Einwohner des nördlichen Theils von Neu-Seeland.

Nach dem, was uns begegnet ist, und den Untersuchungen, die wir angestellt haben, läßt sich gar nicht  
 E daran

daran zweifeln, daß die Einwohner dieses Theils von Neu-Seeland Menschenfresser sind. Der Englische Kapitain Cook, der kurze Zeit zuvor hier war, hat es von ihnen selbst erfahren, daß sie ihre Feinde verzehren, und unser Matrose, der einzige, welcher unter seinen Kameraden auf der Schaluppe der Ermordung entkam, war der traurige Zeuge von dem grausamen Verfahren, womit diese blutdürstigen Menschen die Körper derer, die sie erschlagen haben, unter sich vertheilen. Wahrscheinlicher Weise achten sie alle Fremde für ihre Feinde, und so gar diejenigen auf ihrer eignen Insel, welche in etwas entfernten Gegenden von ihnen wohnen.

Diese unmenschliche Gewohnheit scheinen sie mit allen Wilden, die in den verschiedenen Welttheilen zerstreut wohnen, gemein zu haben. Wenn ich aber die außerordentlichen Freundschaftsbezeugungen erwege, welche uns die Neu-Seeländer ununterbrochen 33 Tage hinter einander erwiesen, um uns den 34 zu ermorden, so glaube ich, daß es keine treulosern Verräther auf dem Erdboden geben kann. Ich kann es behaupten, daß die Einwohner bey keiner Gelegenheit auch nicht die geringste Veranlassung gehabt haben, sich über uns zu beschweren. Die Freundschaft, welche sie gegen uns bewiesen, stieg bis zur größten Vertraulichkeit. Wenn die Anführer an Bord kamen, giengen sie ohne Umstände in unsre Kammern, schliefen in unsern Betten, besahen unser Geräthe Stück für Stück, fragten uns um die Erklärung unsrer Gemälde, unsrer Spiegel, deren Beschaffenheit sie nicht begreifen konnten. Sie brachten ganze Tage auf das freundschaftlichste und vertrauteste mit uns zu. Zween Tage vor der Ermordung des Hrn. von Marion hatten sie ihn von freyen Stücken zu ihrem allgemeinen Oberhaupte erklärt; und an eben dem Tage, da es beschlossen war, ihn mit sei-

nen

nen Gefährten umzubringen, und hernach aufzufressen, hatten sie ihm noch ein Geschenk von sehr schönen Steinbütten gemacht.

Das sind nun die so gepriesenen natürlichen sich selbst überlassenen Menschen, welche von denen erhoben werden, die sie nicht kennen, und ihnen mehr Tugenden und weniger Laster als denjenigen beylegen, die sie gebildete nennen, weil die Erziehung ihre Vernunft zu einem höhern Grade von Vollkommenheit gebracht hat. Für meine Person behaupte ich, daß in der ganzen thierischen Schöpfung für den Menschen kein wilderes und gefährlicheres Geschöpf ist, als der natürliche wilde Mensch selbst. Ich will lieber einem Tiger und einem Löwen begegnen, weil ich ihm nicht traue, und mich für ihn hüte. Ich urtheile nach dem, was ich gesehen habe.

Von Jugend auf war ich der Schifffahrt gewidmet: habe also nie die glückliche Muse gehabt, mich den Betrachtungen zu widmen, wodurch die Philosophen sich bilden: aber ich bin einen großen Theil der Welt durchstrichen, und habe durchgehends gefunden, daß, wenn die Vernunft so wohl bey den natürlichen sich selbst gelassenen Menschen, als unter den Thieren durch keine guten Gesetze und durch gute Erziehung unterstützt und vervollkommnet wird, sie ein Raub der Gewalt und Verrätherey wird; ich habe erfahren, daß die Vernunft ohne Cultur nur ein roher Instinct und weit wilder, als bey den Thieren, ist.

Die ganze Zeit über, daß wir in einer Art von Vertraulichkeit mit diesen natürlichen Menschen lebten, habe ich mich bemüht, ihren Charakter kennen zu lernen, ich habe sie studirt, so weit es die Schwierigkeit zuließ, uns einander mit Beyhülfe eines unvollständigen

gen Wörterbuchs, darin verschiedene Wörter von ihrem Dialekt abgiengen, zu verstehen. Ich stand mit verschiedenen Oberhäuptern, mit alten und jungen Leuten in gutem Vernehmen, und hatte sie leicht dazu gebracht.

Täglich untersuchte ich ihre Neigungen, ich forschte, wie weit ihre Einsichten und Kenntnisse giengen; ich fand, daß sie nur sehr schwache Begriffe von einem höchsten und von einigen ihm untergeordneten Wesen hatten, daß sie sich für letztere gewissermaßen fürchteten, und oft Gebete an sie richteten; daß der Inhalt dieser Gebete den Wunsch enthielt, Sieger und Mörder ihrer Feinde zu werden; daß jede Familie sich für unabhängig und ohne Verbindung mit den andern hielt: daß sie kein anderes Gesetz, keine andre Polizen, und beynabe keinen andern Instinct kannten, als ihre Erhaltung. Sie bezeugten mehr Zufriedenheit, wenn wir ihnen Zucker, Brod und Fleisch schenkten, als wenn wir ihnen die nützlichsten Geschenke, z. E. Beile, Scheeren und andre Instrumente, gaben.

Ich habe mich bemüht ihre Neugierde zu reizen, und die in ihrer Seele vorgehenden Bewegungen kennen zu lernen: habe aber unter diesen natürlichen Menschen keine andre, als bösertige, gefunden, die um desto gefährlicher waren, weil sie, überhaupt genommen, weit stärker sind, als bey uns selbst starke Menschen gemeinlich zu seyn pflegen. Ich habe sie in derselben Viertelstunde von einer kindischen Freude zur schwärzesten Traurigkeit, von einer völligen Gemüthsruhe zur ärgsten Wuth übergehen, und den Augenblick wieder in ein unmäßiges Gelächter ausbrechen sehen. Ich habe sie wechselsweise und unmittelbar hinter einander sanft und liebkosend, darauf hart und drohend gesehen; aber nie blieben sie lange in einer Gemüthsverfassung, und waren allezeit gefährlich und verrätherisch gesinnt.

Diese

Diese Bemerkungen fand ich 33 Tage lang allezeit bekräftigt, und setzte deswegen immer ein Mißtrauen in die Wilden; ich sahe mit wahren Kummer, daß Hr. von Marion ein uneingeschränktes Zutrauen zu ihnen faßte, wovon er endlich, ungeachtet aller meiner ernsthaften Vorstellungen, das Opfer ward.

Ein Volk, wie die Neu-Seeländer, das in einer beständigen Kriegsverfassung lebt, das in kleinen doppelt verpallisadirten mit Gräben umgebenen und auf unzugänglichen Anhöhen liegenden Dörfern von andern abgesondert ist, muß nothwendig, wie ein jeder leicht einsehen kann, ein kriegerisches Volk seyn. Wir haben auch bemerkt, daß bey diesem Volke kein anderer Unterschied ist, als der vom Kriege herrührt: die geachteten unter ihnen sind diejenigen, welche den Streitkolben, die Keule und die Lanze am geschicktesten zu gebrauchen wissen.

Diejenigen unter den Kriegern, welche die meisten verräthrischen und grausamen Handlungen aufweisen können, haben allein das Recht, vier Federn auf dem Kopfe tragen zu dürfen, und sich das Gesicht, den Hintern und die Kniekehlen auf die scheußlichste Art zu bemalen, oder zu tatowiren. Man muß ohne Zweifel viele Menschen erschlagen und verzehrt haben, ehe man zu dieser Ehre gelangt. Stirbt ein gemeiner Mann, eine Frau oder ein Kind, so wirft man den Leichnam ins Meer: ein Krieger wird hingegen begraben, und auf dem Erdhügel, der ihn bedeckt, pflanzt man Lanzen und Pfeile, welches seine Trophäen sind.

Ein Land, das von Menschen bewohnt wird, die beständig im Kriege sind, und nichts, als die Kunst seines gleichen zu vernichten, verstehen, kann nicht sehr bevölkert seyn. Das Innere des Landes hat mir

unbewohnt geschienen: es halten sich nur Menschen an der Küste und in den Häfen auf. Bey unserm ersten Ankerplazze fanden wir ein großes Dorf, welches zerstört und verlassen war. Ich bin verschiedenemal auf hohe Berge gestiegen, um das Land zu übersehen, und habe nirgends Wohnungen, als an den Ufern des Meeres, angetroffen. Ein Volk, das sich immer herumschlägt, wo der Sieger den Besiegten frist, ist in Ansehung der Verteilung des menschlichen Geschlechts das schädlichste, welches nur seyn kann.

Diese wilden Menschen lieben gleichwohl den Tanz, und zwar den wollüstigsten Tanz in Absicht der Stellungen, den man sich nur denken kann. Sie tanzten oft auf dem Verdeck unsrer Schiffe, und zwar so plump, daß wir fürchteten, sie möchten das Verdeck einstampfen. Während des Tanzes singen sie wechselseitig Kriegslieder, und die unanständigsten Zoten. Einige Personen auf unsern Schiffen glauben bemerkt zu haben, daß sich bey diesen sonst so natürlichen Völkern ein wider die Natur streitender Geschmack in Ansehung des Gebrauchs der Weiber findet. Beyde Geschlechter wissen nichts von Schamhaftigkeit; und ob sie gleich halb bekleidet sind, um sich für die Kälte zu schützen, so gehen sie doch ohne Schaam ganz nackend, so bald sie nichts mehr davon zu befürchten haben.

Die Männer scheinen gegen die Weiber eine große Gleichgültigkeit zu haben. Sie lassen ihnen alle häusliche und beschwerliche Geschäfte verrichten. Die Weiber gehen aufs Feld, um Bündel von Farrenkraut, das die Männer ausreißen, herbey zu schleppen; sie tragen das Wasser aus den Thälern nach den hoch liegenden Dörfern: sie allein sammeln die Muscheln und Schnecken am Meere auf, besorgen die Küche, kochen die Speisen, tragen sie den Männern auf, ohne mit ihnen

ihnen zu essen: mit einem Worte, sie sind in diesem Stande der Erniedrigung mehr Sklaven, als Gefährtinnen, der Männer.

Die Weiber sind überhaupt nicht so wohlgebildet, als die Männer: vermuthlich werden sie durch die beschwerlichen Arbeiten so plump und ungestalt. Gleichwohl habe ich einige junge gesehen, die recht hübsch waren. Sie scheinen gute Mütter zu seyn, und bezeigen sich zärtlich gegen ihre Kinder; ich habe sie oft mit ihnen spielen, sie liebkosen, Farrenkrautwurzeln kauen, von den holzigten Theilen säubern, und ihnen zur Nahrung in den Mund stecken sehen. Auch die Väter haben mir Zuneigung und Gefälligkeit für ihre Kinder zu haben geschienen. Der Anführer Tacoury brachte seinen 14jährigen Knaben von artiger Figur oft mit sich an Bord, und hatte ihn sehr lieb.

Wenn Verwandte von ihnen sterben, trauren sie etliche Tage. Die Trauer besteht darin, daß sie sich das Gesicht und den ganzen Leib zerkrassen, um ihre Betrübniß an den Tag zu legen; daß sie sich im Hause der verstorbenen Person versammeln, heulen und ganz verzweiflungsvoll schreyen: daß sie die Thaten derselben erzählen, und am Ende jeder Erzählung das Geheul verdoppeln.

Ich habe nicht gesehen, daß sie viel Kinder zeugen. Man müßte länger unter ihnen leben, um ihre Sitten, Gesetze und Gewohnheiten genauer kennen zu lernen. Weil man lauter große, starke, wohlgebildete Menschen sieht, so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, daß sie die neugebornen schwachen und ungestalteten Kinder nicht aufziehen, sondern umbringen.

Sie erreichen meistens, sowohl Männer, als Weiber, ein sehr hohes Alter; behalten, wenn sie auch noch so

alt werden, ihre Haare, ohne daß solche sehr grau werden, und ihre Zähne, die sich mehr abnutzen, als verderben. Wir fanden keine Spuren, daß sie den Blattern und venerischen Krankheiten unterworfen waren. Sie sind durchgängig unreinlich, und waschen sich selten: man bemerkt keine Flecken und Narben auf ihrer Haut. Es waren auf unsern Schiffen etliche Matrosen mit venerischen Uebeln behaftet, welche sie vermuthlich den hiesigen Mägdchen mitgetheilt haben. Es ist glaublich, daß die Europäer, welche diese Krankheit aus Amerika holten, sie auch wieder nach den Antipoden von Europa gebracht haben.

Merkwürdig ist es allerdings, daß wir in einem so entlegenen Winkel der Erde auf diesen bisher unbekanntem Inseln, die keine Verbindung mit der übrigen Welt haben, drey Arten von Menschen, weiße, schwarze und braungelbe, fanden. Wahrscheinlicher Weise sind die Weißen die ursprünglich Eingebornen: ihre Farbe gleicht der von den Nationen im südlichen Theile von Europa: Drey oder vier bemerkte ich, die rothe Haare hatten; einige waren wirklich so weiß, als unsere Matrosen. Wir sahen oft auf unserm Schiffe einen großen wohlgewachsenen jungen Wilden, der fünf Fuß 11 Zoll lang war, und den man wegen seiner Züge und Farbe allenthalben hätte für einen Europäer halten können. Ich sahe ein Mägdchen von 15 oder 16 Jahren, die eben so weiß war, als eine Französin. Unglückliche Zufälle der Schifffahrt haben vielleicht schwarze aus Neuholland nach Neuseeland gebracht, welches heutiges Tages zwar 300 Meilen davon liegt, aber vielleicht nicht allezeit so weit davon entfernt war. Neuholland, die größte aller Inseln, die wir kennen, ist gewiß von der Seite von Neu-Guinea her bevölkert worden, weil es nur durch eine Meerenge, die nicht breiter,



breiter, als ein Fluß, ist, davon getrennt wird. Diese nach Neuseeland verpflanzten Neger haben sich mit den Weibern des Landes vermischt, und aus dieser Verbindung sind ohne Zweifel die braungelben entstranden, die man hier heutiges Tages antrifft.

Uebrigens ist zu bemerken, daß man fast in allen den Inseln, die von Formosa und den Philippinischen Inseln bis Neu-Seeland zerstreut liegen, und einen Raum von 1500 Meilen in der Länge auf den Meeren zwischen China, Ostindien und Afrika auf einer und Amerika auf der andern Seite einnehmen, eine erstaunliche Mischung von Menschen von verschiedenen Farben und Gestalten antrifft, weiße, vornehmlich Neger und braungelbe. Die Küsten von Formosa sind von Chinesern, die innern Gegenden der Insel hingegen von Schwarzen halb Wilden bewohnt\*). Auf den Küsten von Manilla und den meisten Philippinen haben sich Malayische Kolonien niedergelassen, und in den Wäldern und Gebirgen leben die wahren eingebornen Wilden. Gleiche Bewandniß hat es mit Borneo, wo man Neger mit wolligten Haaren antrifft, eben so, wie auf den Molukkischen Inseln, auf Neu-Guinea, Timor, Neu-Holland und endlich auch auf Neu-Seeland. Dieselben Mischungen wird man vielleicht auch auf den südlichen Polarländern finden, welche jetzt von den Franzosen und Engländern mit gleichem Eifer aufgesucht werden\*\*). Sonderbar ist

E 5

es

\*) Nach den Zeitungen ward diese schöne stark bewohnte Insel mit vielem Vieh und Menschen 1783 durch Erdbeben und ungewöhnliches Anschwellen der See größtentheils zerstört. Ueb.

\*\*\*) Der Verfasser redet hier und an andern Orten seiner Reise viel von den zu entdeckenden südlichen Polarländern: allein seitdem Cook seine zwoyte Reise um die

es doch, daß unsre Seefahrer in den neuesten Zeiten eben diese Mischung so gar mitten im Südmeere auf der Insel Otahete angetroffen.

Vielleicht war eine Zeit, wo Neu-Seeland mit Otahete in Verbindung stand, ob es gleich heutiges Tages durch ein Meer ohne Grund von mehr als 600 Meilen davon abge sondert wird. Wir fanden auf Neu-Seeland die Otahetische Sprache bis auf wenige Worte, und einen kleinen Unterschied in dem Dialekt. Ueberhaupt ist zwischen beyden Völkern viel ähnliches, ob sie gleich heutiges Tages so weit von einander getrennt sind.

Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß Amerika durch Neu-Seeland, durch die südlichen Polarländer, und durch die Inseln des Südmeers bevölkert worden ist. Man findet eine auffallende Aehnlichkeit in den Sitten und Gewohnheiten der Wilden in diesen verschiedenen Gegenden der Weltkugel; dieselben Menschen, meistens ohne Bart, und Menschenfresser; einerley Waffen, Werkzeuge, Kleidung, Wohnungen und Schiffe; einerley Gleichgültigkeit gegen ihre Weiber, einerley Gewohnheit, die schwersten Arbeiten durch sie verrich-

die Welt mit Hrn. Prof. Forster gethan, und die Meere gegen den Südpol so genau durchstrichen hat, ist es fast gewiß entschieden, daß es sonst keine großen Polarländer (von einzelnen Inseln ist die Rede nicht) wenigstens bewohnbare giebt, als die wir kennen. Er drang so weit gegen den Südpol, daß es nicht möglich war, wegen des Eises höher hinauf zu kommen: und daß man sicher den Schluß machen kann, daß, wenn auch festes Land in diesen Gegenden seyn sollte, es doch wenigstens für lebendige Geschöpfe, es seyn Menschen oder Thiere, nicht bewohnbar ist. Ueb.

verrichten zu lassen. Wenn einer die Sprachen dieser verschiedenen Völker genau kenne, so würde er vielleicht viele Analogie darin finden. Der folgende Artikel wird diese Muthmaßungen in gewissen Punkten noch bestärken.

**Zusatz des Herausgebers.** Hr. Crozet giebt in der Erzählung der Ermordung der Franzosen auf Neu-Seeland keine Ursachen von diesem traurigen Vorfalle an. Gleichwohl läßt sich nicht gedenken, daß ein ganzes Volk aus lauter Ungeheuern bestehe, die mit kaltem Blute und ohne den geringsten Bewegungsgrund Fremde, gegen die sie sich so menschenfreundlich bewiesen hatten, ermorden sollten. Ich weis wohl, daß diese Wilden Menschenfresser sind, aber von dieser barbarischen Gewohnheit, das Fleisch der Feinde zu verzehren, bis zur Verrätheren, die man ihnen Schuld giebt, ist noch ein sehr weiter Abstand.

Europäer! diese Wilden kannten die Ueberlegenheit eurer Waffen, und ihr Unvermögen euch für eure Ungerechtigkeiten anders, als durch Ueberfall, zu strafen. Ihre treulosen Liebkosungen hätten euch behutsam machen, aber nicht verführen sollen. Ist es wohl natürlich, ist es wohl möglich, daß Fremde, wenn sie ihre Obermacht auch nicht mißbrauchen, sich innerhalb Monatsfrist die wahre Zuneigung eines Volks erwerben können, das über ihre Ankunft erstaunt und erschrocken ist? Diese einzige Ueberlegung hätte dem Hrn. von Marion vielleicht das Leben retten können. Wie wenig Menschen wissen aber den Gesinnungen, die man ihnen bezeugt, den wahren Werth beizulegen, so bald man ihrer Eitelkeit schmeichelt, und sich ihrem Eigensinne unterwirft. Der unglückliche Marion, dem 33 Tage lang mit allen äußerlichen Zeichen von Ehrfurcht und Wohlwollen begegnet ward, war weit von der

der

der Muthmaßung entfernt, daß er sich und einen Theil des Schiffvolks den unverföhnlichen Feinden der Europäer in die Hände lieferte. Laßt uns vielmehr offenerzig bekennen, daß dieses Volk wegen einer strengen Behandlung, die ihnen von einem französischen Schiffe widerfahren war, noch auf Rache dachte. Dieses Schiff kam zwey Jahre vor Hr. von Marion an die Insel. Hr. von Surville, der es kommandirte, lief auf seiner Reise von Pondichery nach Peru auf Neu-Seeland ein, in der Hoffnung die Gesundheit seines Schiffvolks hier wieder herzustellen, und Erfrischungen einzunehmen, und ankerte in einer Bay, die unter  $34^{\circ} . 43'$  der Breite lag.

Als Hr. von Surville an Land gieng, kam ihm der Anführer in seiner Piroge entgegen, unterhielt sich mit ihm auf eine zutrauliche freundliche Weise, und bat sich seine Flinte aus, jener vertraute ihm aber nur seinen Degen an. Alsobald lief der Anführer nach einem Haufen in einiger Entfernung stehender Wilden, die über das zahlreiche Gefolge des Hrn. von Surville verlegen schienen, und zeigte ihnen den Degen. Die Wilden waren bewaffnet, sie hielten Hundefelle und Bündel mit Kräutern in den Händen, die sie bald in die Höhe huben, bald wieder nieder ließen. Die Anrede des Anführers, die er mit Wärme und lauter Stimme hielt, schien ihre Unruhe zu besänftigen; und von diesem Augenblicke an ward ein Handel zwischen den Einwohnern und dem Schiffvolke errichtet, wodurch eine Menge Erfrischungen zur Wiederherstellung des kranken Schiffvolks herbeygeschafft wurden. Unglücklicher Weise dauerte dieser Handel aber nicht länger, als vom 17 bis 31 December 1769. Die Wegnahme eines Boots hob alles gute Vernehmen zwischen den Einwohnern und Europäern auf. Hr. von Surville

villie sahe, daß eines seiner Boote bey einem heftigen Windstoße an der Küste scheiterte, und als es das Wetter erlaubte, es wieder zu holen, fand man nur das Tau und die Spur, daß es ans Land gezogen, und wieder in einen kleinen Fluß gelassen war: das Boot selbst, ob man gleich den Fluß auf- und abwärts nachsuchte, war nirgends anzutreffen. Herr von Surville wollte die Einwohner des Dorfs wegen der Wegnahme des Boots bestrafen, und gab einigen Indianern, die bey ihren Pirogen waren, ein Zeichen, zu ihm zu kommen. Einer kam augenblicklich herbey, und ward in Verhaft genommen, und an Bord gebracht, die andern entflohen. Man bemächtigte sich einer Piroge, und verbrannte die übrigen, steckte ihre Hütten in Brand, und nachdem Schrecken und Verwüstung im ganzen Dorfe ausgebreitet waren, verließ Herr von Surville die Insel, ohne vorauszusehen, daß diese viel zu harte Strafe die traurigsten Folgen für alle Europäer haben würde, die nach ihm auf Neuseeland landen würden.

Der gefangne Wilde hieß *Maginoui*: der Wundarzt auf dem Schiffe erkannte ihn für denjenigen Anführer, der seine Hütte großmüthiger Weise für die Kranken des Schiffsvolks hergegeben, und ihnen alle Hülfe und Nahrungsmittel, so viel in seinem Vermögen war, verschafft hatte, ohne daß er die geringste Belohnung dafür nehmen wollte; und welches noch angemerkt zu werden verdient, so erwies er diesen Liebesdienst bey einer sehr kritischen Gelegenheit. Die Schaluppe nämlich, welche die Kranken wieder an Bord zurückbrachte, ward wegen des heftigen Windes genöthigt, bey seinem Dorfe zu landen, und den Sturm, der drey Tage anhielt, dort abzuwarten. Man hätte durch diesen Wilden ohne Zweifel die Producte und Sitten der Neuseeländer genauer kennen lernen, wenn

er nicht, wie das Tagebuch dieses Schiffs sagt, bald darauf, nämlich den 12ten März 1770, im Angesicht der Insel Juan Fernandes gestorben wäre.

Es sey mir erlaubt, hier noch einige Bemerkungen beizufügen, die mir meine Denkungsart, die ich unmöglich überwinden kann, abnöthiget.

Die geographischen Kenntnisse, die Vortheile der Handlung, die man in diesen entfernten Weltgegenden sucht, werden also auch noch so gar zu unsern Zeiten mit Menschenblute erkauft? Wir lernen die Erde kennen, indem wir sie verheeren; und in der Hoffnung, uns einige unentbehrliche Dinge mehr zu verschaffen, benezen wir die Erde mit dem Blute der Menschen, die daselbst geboren sind. Wir vergessen, daß der Boden, worauf sie leben, ihnen mit eben dem Rechte zugehört, als die Erde, worauf wir wohnen, unser ist. Sie haben fast keine Waffen, und keine Kenntnisse, und sind wie die Kinder, und wenn diese Kinder, die beynah keinen Begriff vom Eigenthume haben, einen Diebstahl, dessen Wichtigkeit sie nicht kennen, begehen, so gebrauchen wir Gewalt, um sie zu zwingen, die Schuldigen anzugeben. Können wir mit Gewalt nichts ausrichten, so üben wir blindlings Repressalien aus: und oft treffen diese Repressalien, wie wir eben gesehen haben, diejenigen Wilden, welche sich am wenigsten etwas von der europäischen Barbarey befürchten, diejenigen, welche uns großmüthig behandelt haben, und sich berechtigt zu seyn glaubten, Erkenntlichkeit, und eine Gesinnung, welche alle Nationen als heilig ansehen, zu fordern. Wenn sich die Wilden in zu großer Anzahl unsern Schiffen nähern, daß wir nicht sicher zu seyn glauben, so schießen wir unter sie, und machen sie mit der Gewalt des Feuergewehrs bekannt, indem wir einige ihrer Landsleute erlegen. Wenn sie endlich, von Ge-

walt.

walthätigkeiten gereizt, das einzige Bertheidigungsmittel, welches ihrer Schwäche übrig bleibt, nämlich die Verrätheren, gebrauchen, um die Europäer abzuschrecken, daß sie nicht kommen, und sie in ihrer Ruhe stören: so hat die Rachbegierde keine Schranken mehr. Wir nennen sie feige, niederträchtige Verräther, weil sie mit ihren Keulen und Pfeilen, deren Spizen von Fischknochen gemacht sind, nicht gegen unsre Artillerie und Bajonetten angehen.

Die Europäer sind zu mächtig, und die Wilden zu schwach, als daß diese jemals als der angreifende Theil angesehen werden könnte. Der Wilde hält sie alle für einerley Nation, weil sie insgesammt beynabe einerley Kleidung, einerley Schiffe, einerley Waffen, und vornehmlich einerley Sitten haben. Franzosen, Engländer, Holländer und Spanier, müssen oft einer für den andern leiden: und bisher hat es vielleicht noch keiner verdient, von den Wilden für einen Menschen von einer andern und bessern Nation gehalten zu werden, als ihre ersten Unterdrücker und Beleidiger waren.

Die Europäer haben kein Recht, Gewalt wider die Wilden zu gebrauchen, als nur in dem Falle, wenn diese sich weigern, ihnen die nöthigsten Lebensmittel im Tausche gegen die Waaren, die sie anbieten, zu überlassen, welches aber nie geschehen ist. Sie sind um so mehr verbunden, den Wilden mit Nachsicht zu begegnen, und nicht bloß gerecht, sondern auch gütig zu seyn, da diesen die erforderlichen Einsichten fehlen, um einzusehen, wie großes Uebel ihnen jene zufügen können; da es die Europäer selbst sind, die sie auffuchen, die sie in Versuchung führen, Verbrechen zu begehen, die ihnen vorher selbst freywillig Anlaß geben, die grausamen Handlungen auszuführen, welche in der Folge nothwendig werden können. Wenn die Europäer alsdann  
auch

auch nichts weiter thun, als was zu ihrer Vertheidigung unumgänglich nothwendig ist, so kann man doch nicht sagen, daß sie unschuldig sind.

Was haben aber diese so gerühmten Seereisen der Europäer jenen entlegenen Küsten für Vortheile gebracht? Einige Laster mehr, die noch durch neue Laster gerochen werden, wofür einige dort zurückgelassene nützliche Thiere und Sämereyen ein schlechter Ersatz sind, und wodurch weder das gestiftete Uebel noch die verbreiteten ansteckenden Seuchen in langen Zeiten vergrößert werden können.

### Physikalische Bemerkungen über Neuseeland, und über einige dasige Producte.

Die Seeleute haben selten Kenntnisse genug, um von ihren Reisen recht zuverlässige Nachrichten über oft sehr wichtige Gegenstände zurückzubringen, welche ihnen die besuchten Länder, zumal unbekannte Gegenden und Völker, die sie zuerst entdecken, darbieten. Um mit Nutzen die Welt zu durchseegeln, müßte man die Küste kennen, wenigstens in der Naturhistorie nicht ganz Fremdling seyn, und etwas von der Philosophie verstehen, die so nothwendig ist, um ohne Vorurtheil die Neigungen und Denkungsart der natürlichen sich selbst gelassenen Menschen, die unermessliche Menge und Abwechslung in den Werken der Schöpfung, die Uebereinstimmung, die Producten, die Abweichungen, die langsamen Revolutionen, und die Erschütterungen der Natur in den verschiedenen Gegenden unsers Planeten zu studiren.

Als die Engländer den Capitän Cook in die Südsee schickten, welcher seit den Zeiten des Magellans die interessanteste Seereise gethan, und vermöge einer  
Folge



Folge von den wichtigsten Entdeckungen, und unglaublich ausgestandenen Beschwerden von seinem Vaterlande und dem ganzen menschlichen Geschlechte den Namen eines der ersten und größten Seefahrer verdient hat; als, sage ich, dieser fortgeschickt ward, gab man ihm drey Gelehrte, die Herrn Banks, Solander- und Green, zu Gefährten. Diese mit weitläuftigen Kenntnissen versehene Männer haben in Gesellschaft jenes großen Seemannes aus dieser vortrefflichen, obgleich mühseligen Reise den möglichsten Nutzen, in Ansehung der Erweiterung der menschlichen Kenntnisse, gezogen \*).

Als wir im October 1771 von Isle de France, die Reise, deren Beschreibung ich hier liefere, unsrer Bestimmung gemäß, antraten, war der Plan, daß der Abt Rochon, Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften, und Herr Commerson, ein gelehrter Kenner der Naturhistorie, unsre Begleiter seyn sollten. Ersterer hatte der Schiffahrt schon dadurch wichtige Dienste geleistet, daß er die Lage verschiedener Inseln und Klippen zwischen Isle de France und Bourbon, und die Küsten von Coromandel und Malabar bestimmt, und noch kurz vorher mit dem Capitän de Tromelin, einem Officier von großen Kenntnissen in der Schiffahrtskunde, verhütet, daß das Kriegsschiff

\*) Was würde der Verfasser erst sagen, wenn er auch von dieses großen Mannes seiner zwothen Reise um die Welt, in Gesellschaft der gelehrten beyden Herrn Forster, Vater und Sohn, welche hauptsächlich den Entdeckungen gegen den Südpol bestimmt war, und von seiner dritten Reise gegen den Nordpol zur Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt zwischen Asien und Amerika, die ihm das Leben kostete, Nachrichten gehabt hätte? Ueb.

Schiff Verrier die Isle de France verfehlte, indem er durch genaue Beobachtungen der Länge die Fahrt des Schiffs berichtigte, welches sich um hundert Meilen in der Schätzung irrte, weil es durch die Ströme so weit abwärts getrieben war.

Herr von Commerson hatte auf der Reise mit Herrn von Bougainville um die Welt eine unglaubliche Menge von Pflanzen gesammelt. Hr. von Poivre, Intendant der Kolonie, überredete beyde Gelehrte, uns zu begleiten. Zum Glücke für sie konnte der Intendant, so sehr er auch alles mögliche zum Fortgange der Wissenschaften und zum Vortheile der Schifffahrt beizutragen suchte, doch nicht alle Hindernisse, die ihrer Abreise im Wege waren, wegräumen: und diese Hindernisse bestunden vornehmlich darin, daß man sie zu einer wichtigern Absicht bestimmt hatte. Mir und dem Hrn. von Marion war dieß um desto angenehmer, weil wir einen ganz neuen Weg in die Südsee zu nehmen beschlossen hatten, und uns schmeicheln durften, daß bey unsern Untersuchungen ein mit guten Instrumenten und mit einer vortrefflichen Seeuhr des berühmten Ferdinand Berthoud versehenen Astronom die Reise weit nutzbarer machen würde.

Nach den Producten zu schließen, die ich an den Küsten von Neuholland, und noch weit mehr an denen von Neuseeland sahe, hatte ich oft Ursache zu bedauern, daß jene beyden Gelehrten nicht bey uns am Bord waren. Ich merke wohl, daß ich nicht mit eben den Augen, wie sie, sehen, und so in die Kleinigkeiten und in genaue Beschreibungen hinein gehen kann: ich hoffe aber doch, daß man mit einem Reisenden, der nur ein Seemann ist, Nachsicht haben wird, und durch diese Hoffnung aufgemuntert, will ich dasjenige, was mir am meisten

meisten aufgefallen ist, ohne Umstände und getreulich meinen Lesern mittheilen.

Durch eine lange Reihe von Seereisen in allen Theilen der Welt habe ich mich gewöhnt, in dem Buche der Natur zu lesen, und bey den auffallendsten Wirkungen des Schauspiels, welches sie uns darstellt, stehen zu bleiben. Diesem zu Folge habe ich bemerkt, daß die ganze Masse der Insel Neuseeland sich dem Auge als ein großer Berg präsentirt, welcher ehemals ein Stück von einem großen Gebirge ausgemacht hat. Die höchsten Spitzen dieses Berges waren mit Schnee bedeckt. Seine westliche Küste läßt gar keine Ebne sehen; sie ist steil, und gleichsam abgehackt, ohne Buchten und Häfen, und schien sehr wenig bewohnt. Aus dem Meere erkennt man keine einzige Mündung eines Flusses.

Die östliche Küste nach dem Südmeere zu, ist mehr zerstückt, und stellt eine Menge von Inseln, Bayen und Häfen dar. Es scheint, als ob alle Flüsse, die von den Bergen herunter kommen, ihren Lauf nach dieser Seite richten, und hier ihren Ausfluß in die See haben. Man trifft Ebenen an, die sehr angenehm und gut mit Waldung besetzt zu seyn scheinen.

Wenn man diese Gegenden der Insel durchwandert, stößt man allenthalben auf Spuren von Vulkanen: Lava mit Schlacken vermengt, Basalt, compacte Lava, Binsenstein, viele schwarze Glasstücke, welche befanntermaßen von den Vulkanen zusammen geschmolzen werden, gebrannte und leicht zerreibbare Erdarten, z. E. Tripel \*). Hat dieses unterirdische Feuer, welches

F 2

vormals

\*) Man findet den Tripel nicht allemal in vulkanischen Gegenden, wie den bekannten englischen Tripel, der häufig über Kohlenflözen in Derbyshire angetroffen wird;

vormals so viel Materien in Neuseeland verbrannte und verglasete, nicht vielleicht in den Zeiten der Urwelt durch heftige Stöße und Erschütterungen diese große Insel entweder von Neuholland, oder von andern Südländern, oder von irgend einem andern festen Lande abreißen können? Nach dem Berichte der Reisenden sind alle Inseln des Südmeers, alle Länder, welche von Neuseeland, das ist vom  $47^{\circ}$  der Breite gegen die Linie liegen, und eben so auch diejenigen, die sich von der Linie bis Japan, über den  $40^{\circ}$  nordwärts hinauf verbreiten, nichts anders, als große und kleine Inseln. Dieser ungeheure Strich, der von Norden gegen Süden eine Länge von mehr als 1800 Meilen beträgt, scheint aus lauter abgerissenen Stücken zu bestehen. Allenthalben trifft man Spuren erloschener und noch brennende Vulkane an, die bald weiter, bald näher, zusammen liegen. Dieser ungeheure Raum, welcher unsern Planeten auf der Ost- und Südseite begränzt, scheint der Sitz des Feuers zu seyn. Hier hat die Natur gleichsam ihre fürchterlichen Werkstätte angelegt, deren Gewalt seit vielen Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag die Gestalt dieses Theils der Erde immer abändert, sie unaufhörlich zittern, und unter den Füßen der unglück-

wird; aber es ist auch nicht zu leugnen, daß er in den Gegenden feuer spendender Berge, oder wo wahrscheinlicher Weise vormals welche gewesen, häufig ist. Die Chemiker sind daher über die Grundtheile des Tripels sehr streitig. Man kann darüber des Wallerius Mineralogie, Th. I. S. 91. der neuesten Ausgabe, nachsehen; wo es heißt: ist vielleicht der Tripel, da er sich so oft in vulkanischen Gegenden findet, als ein durch örtliche Brände halb ausgebrannter und in der Folge durch Meerwasser oder durch salzführende Wasser mit Bittersalz, Erde vermischter Thon zu betrachten? Ueb.

unglücklichen Bewohner wankend macht, und sie durch schreckliche Absonderungen und Ausbrüche zerstückelt.

Die Einwohner auf Otahete, und die Wilden auf Neuseeland kommen nicht ohne Grund darin überein, daß sie sich unter der Gottheit ein Wesen gedenken, welches die Erde erschüttert, und sie auch so nennen. Diese so weit von einander getrennten Völker, die aus Mangel der Schifffahrtskunde keine weiten Seereisen unternehmen können, reden bloß aus dem Grunde einerley Sprache, weil sie vormals ein Volk waren, und vielleicht ein einziges festes Land bewohnten, wovon die Berge und wilden Bewohner nach den gewaltigen Erschütterungen der feuerspendenden Berge allein übrig geblieben, und deswegen mit Weißen und Negern untermischt sind, weil die Communication in den ältesten Zeiten so leicht war.

Wie viel physikalische Revolutionen sind wohl durch die große Anzahl der Vulkane in diesem unermesslichen Weltraume, von dem der Europäer lange gar nichts wußte, und auch bis jetzt noch sehr wenig weiß, veranlaßt worden? Wie viel Städte, Reiche und Nationen sind vielleicht von dem Erdboden verschwunden, und haben ihre Wohnung dem Elemente, welches sie heute bedeckt, überlassen müssen? wie die Stadt Callao, welche in der Nacht vom 28sten October 1747 plötzlich vom Meere überschwemmt und verschlungen ward. Man versichert, daß seit einigen Jahren auf der Küste von Peru ein ansehnlicher Fels aus dem Meere hervorsteigt, der gehäuft voll von einer unendlichen Menge versteinertes menschlicher Gebeine liegt, als wenn das Meer vormals einen großen Gottesacker bedeckt hätte, dessen Leichen sich nach und nach unter dem Wasser versteinert, und heutiges Tages in Gestalt eines Felsen wieder davon entblößt worden. Diese Thatsache un-

terstützt meine Meinung. Ich würde mich nicht wundern, wenn die Seefahrer, die sich jetzt mit Entdeckung eines festen südlichen Landes beschäftigen, bis zum Südpol nichts als Inseln und abgerißne Bergspitzen fänden, die den Erschütterungen der Vulkane entgangen, und durch deren gewaltsame Ausbrüche, von den Ebenen, die sie vielleicht vormals umgaben, getrennt sind. Sie werden dort gewiß Völker antreffen, welche denen in Neuseeland vollkommen gleichen \*).

Bei Gelegenheit der verschiedenen Streifereyen, die ich auf dem Lande in der Nähe des Inselhafens vornahm, fand ich hier und da Blöcke von weißem und von rothem jaspirten Marmor, welche vermuthlich andeuten, daß auf dieser Insel gleichsam ein Niedersatz (dépôt) des Meers um den Kern der alten Erde ist; ich fand ferner Granit mit mehr oder weniger schwarzen Lamellen, und einer weißen Substanz durchsprengt, die in einigen Stücken staubartig und ohne Glanz, bey andern hingegen fest und glänzend war; krySTALLisirten Quarz, Feuersteine, chalcedonartigen Achat, Kieselsteine, die inwendig krySTALLISIRT, und andre, die durchsichtig waren, wie diejenigen, welche man in Ostindien auf der malabarischen Küste antrifft. In der ersten Buche, wo wir die Anker warfen, aber auch verloren, fanden wir eine Quelle von sehr klarem Wasser, die von einem Felsen herabtröpfelte, und eine petrificirende Eigenschaft zu haben schien. Ich las Stücke von einer  
verstei-

\*) Daß der Verfasser hier unrichtig muthmaßt, und daß außer Neuholland, dessen östliche Küste Cook besiegelte, und Neu-Süd-Wales nannte, weiter südwärts kein großes festes Land, und auch vermuthlich keine beträchtliche, für Menschen bewohnbare Inseln mehr liegen, ist durch Cooks zwote Reise um die Welt mit ziemlicher Gewißheit entschieden. Ueb.

versteinerten Seekrabbe, und Steine auf, deren Kern sehr hart war, und deren äußere Schichten, die sich blätterweise ablösen ließen, noch nicht denselben Grad der Härte erreicht hatten, doch aber bereits eine steinartige Natur verriethen. Ich fand Massen von sehr harten Kieseln, die durch einen natürlichen sehr harten Kitt ungemein fest in große Klumpen zusammen gekittet waren: Allenthalben traf man Ocher von schöner rother Farbe an, welches deutlich anzeigte, daß die Erde Eisen enthält.

Ob es gleich scheint, daß der Nierenstein (Jade) \*) in Neuseeland gemein ist, weil die Wilden ihre Beile, Scheeren, eingegrabne Figuren, Ohrengehänge daraus verfertigen, so haben wir doch den Ort, woher sie ihn nehmen, nicht finden können. Ich kann also nicht bestimmen, ob sie ihn in den Flüssen, in Gestalt der Kiesel, finden, oder ob die Natur ihn in ordentlichen Brüchen gebildet hat. Der hiesige Nierenstein ist von

§ 4

einer

\*) Jade ist der sogenannte wahre oder orientalische Nierenstein, oder lapis nephriticus, welchen Wallerius unter der 140sten Art der neuesten Ausgabe beschreibt, und ihn unter die Jaspides rechnet. Da er aber halb durchsichtig ist, so gehört er nicht zum Jaspis, sondern eher zum Achat, wozu ihn auch viele rechnen. Eigentlich sollte er als eine Sorte von Hornstein (Pyromachus) angesehen werden, und könnte grüner Hornstein heißen, so wie der rothgefärbte Hornstein Carneol, der graue Chalcedon, der gelbe Lyncur 2c. genannt werden. Herr Werner und einige andre beschreiben ihn unter den Serpentinsteinen, und rechnen ihn daher zum Talk. Allein offenbar haben sich diese Herrn durch den Zöblitzer beim Serpentinstein brechenden Nierenstein (den man zum Unterschiede von jenem den falschen nennen kann) verleiten lassen, diesen Irrthum zu begehen. Man sehe des Wallerius Anmerkung zur Spec. 140. Ueb.

einer schönen grünen Farbe, halb durchsichtig, aber dunkler, als die Nierensteine, die man insgemein in andern Weltgegenden findet. Es giebt Stücke von einer schieligten, überaus lieblichen Farbe. Mit diesem Nierensteine, der zu den härtesten Steinarten gehört, verfertigen die Neuseeländer alles Schnitz- und Bildhauerwerk nach ihrer Art.

Die Gegenden um den Inselhafen stellen eine angenehme Abwechslung von Ebenen, Hügeln, Thälern und Bergen dar. Wo keine Waldung ist, da ist der Boden allenthalben mit Farrenkraut bedeckt. Auf den Bergen und am Ufer des Meers wächst es nicht höher, als in Frankreich, aber in den Thälern und an dem Fuße der Berge erreicht es oft eine Höhe von acht bis zehn Fuß. Dieses große Farrenkraut ziehen die Wilden vor, und reißen die Wurzeln, welche einen Daum dick sind, aus, um sich dessen als ihres vornehmsten Nahrungsmittels zu bedienen.

Ihre Wälder bestehen aus einer ziemlichen Menge von allerley Baumarten: ich habe darunter eine schöne starkriechende Myrte gefunden, die 30 bis 40 Fuß hoch wird, den Gaiac, den Sassafrasbaum, und verschiedene Bäume mit rothem Holz, darunter einer dem kleinblättrigen bois de natte auf Isle de France und Bourbon sehr ähnlich ist. Wir verfertigten gute Kniehölzer bey Ausbesserung unserer Schiffe daraus.

Der schönste und vornehmste Baum, und den man auch häufig in diesen Wäldern antrifft, ist eine Art von Cedern, mit Olivenblättern. Ich habe einige davon fällen lassen, deren Stamm von der Erde bis zum Anfang der Krone mehr als 100 Fuß und bis 52 Zoll im Durchschnitt hatte. Diese Bäume haben



haben sehr viel Harz, welches weiß, durchsichtig, und von einem angenehmen Geruch, wie Benuach, ist, wenn man es auf Kohlen wirft. Diese Eeder schien mir der gemeinste und höchste Baum in Neu-Seeland zu seyn; sie hat viel Elasticität, und alle erforderliche Eigenschaften, um gute Schiffsmasten daraus zu hauen. An vielen Orten sind die Wälder unten lichte und rein, an andern hingegen voller Gesträuche, daß man nicht ohne viele Beschwerde fortkommen kann. Einige sind sehr dornigt, andre sind eine Art gemeiner Schmaroger-Pflanzen oder Lianen (*Epidendrum Lin.*), welche bis an den Gipfel der höchsten Bäume hinanklettern.

Ob wir gleich den Junius und Julius, als die kältesten Monate in dieser südlichen Weltgegend zubrachten, so hatte doch kein Baum das Laub verloren. Die Wälder waren eben so grün, als in Frankreich mitten im Sommer. Zuweilen fror es ein wenig, und früh morgens sahe man zwey bis drey Linien dickes Eis auf den Sümpfen, welches aber gleich zergienge, sobald die Sonne eine Stunde über den Horizont herauf gestiegen war. In den Thälern habe ich keinen Schnee fallen sehen: aber die höchsten Spitzen der Berge waren damit bedeckt. Der Regen kam meinen Bemerkungen nach insgemein aus Ost- und Nordost, welches gerade das Gegentheil von den Gegenden ist, aus denen in Frankreich das regnichte Wetter herkommt.

Die Sümpfe sind voll von Binsen und Allermannsharnisch (*Gladiolus Lin.*). Man trifft in steinigten Boden, und an den Abhängen der Hügel, die nicht abgebrochen sind, eine Art ziemlich hoher Malven oder Pappeln an, daraus die Wilden ein seidenartiges Gespinnst bereiten; ferner eine Art Wolfsmilch (*Euphorbia*) mit Cympressenblättern, die einem Strauche ähnlich ist; verschiedene Gattungen von Heydekraut, Nachtschatten (*Solanum*)

lanum) mit gelben Äpfeln und ohne Dornen; eine goldgelbe sehr angenehme Rainblume (Gnaphalium, Franz. immortelle) ꝛc. Auf den Feldern, die nicht gar zu weit von der Seeküste liegen, findet man schmackhaften Sellery; Sauerklee, der den säuerlichen Geschmack des Sauerampfers hat, Wasserkresse mit breiten Blättern, und dieselbe Morelle, (eine Art von Nachtschatten,) die man auf Madagascar und Isle de France ist. Die vier letztern Gattungen von Pflanzen, die sehr häufig in Neu-Seeland wachsen, haben wir sehr oft gegessen, und fanden sie unserm mit Scorbut behafteten Schiffsvolke ungemein heilsam. So lange wir mit den Einwohnern in gutem Vernehmen stunden, ward täglich ein hinlänglicher Vorrath davon gesammelt, und sie wunderten sich sehr darüber, wie sie uns diese Kräuter essen sahen.

Ich hatte auf der Insel Motouaro einen Garten angelegt, und den Saamen von allerley Hülsenfrüchten, die Kerne von unserm Obst, Getreide, Hirse, Türkisches Korn, kurz alle Arten von Sämereyen, die ich vom Vorgebirge der guten Hoffnung mitgebracht hatte, gesäet. Alles wuchs vortreflich, verschiedene Körner waren aufgegangen: insonderheit trieb das Getreide stark. Der Boden ist zur Vegetation vortreflich. An den Stellen, wo die Erde umgegraben werden mußte, um den Weg zum Transport der Masten zu bahnen, habe ich auf fünf Fuß eine schwarze tragbare Erde ohne irgend eine Vermischung mit andrer gefunden; in dieser Tiefe zeigten sich allerley kleine Steine, vornehmlich durchsichtige Kiesel.

Ich ließ es nicht dabey bewenden, einen Garten auf der Insel Motouaro anzulegen, sondern ich steckte in allen Gegenden, die ich durchstrich, Obstkerne, es mochte in Thälern, auf Hügeln, und so gar  
auf

auf Bergen seyn. Ich säete ebenfalls aller Orten etwas von verschiedenen Sämereyen, und die meisten von unsern Officiers thaten eben dasselbe. Wir gaben uns vergebens alle Mühe, die Wilden zu überreden, daß sie ebenfalls etwas säen möchten: wir erklärten ihnen den Gebrauch des Getreides und anderer zur menschlichen Nahrung bestimmten Sämereyen, und die Eigenschaften der Früchte, wovon wir ihnen die Kerne zeigten. Es half aber nichts, denn sie schienen auf diesen Punct ganz dumm und ohne Begriffe zu seyn.

An verschiedenen Orten traf ich sehr guten Thon an, der sich zur Töpferwaare vortreflich schicken würde. Unser Oberkanonirer, ein sinnreicher geschickter Mann, verfertigte eine Töpferscheibe, drehte in Gegenwart der Wilden Töpfergeschirre, z. Ex. Schaalen und Teller, daraus, und ließ sie vor ihren Augen brennen. Manche Stücke geriethen vollkommen gut. Er gab sie den Wilden, die sie hatten drehen und brennen sehen, ich zweifelte aber, ob sie Nutzen aus dieser Arbeit ziehen werden, ob sie ihnen gleich tausend Bequemlichkeiten verschaffen würde.

Ich habe in diesem Lande keine andern vierfüßigen Thiere angetroffen, als Hunde und Katzen. Die Hunde sind eine Art zahmer Füchse, ganz schwarz oder weiß, mit niedrigen Beinen, geraden Ohren, dickem Schwanze, länglichem Leibe, weit gespaltenem Maule, das aber nicht so spitzig zuläuft, als bey den Füchsen, und mit eben der Stimme; sie bellen nicht, wie unsre Hunde. Diese Thiere werden bloß mit Fischen gefüttert. Es scheint, daß die Wilden sie bloß dazu aufziehen, um sie hernach verzehren zu können. Man nahm einige davon mit auf unser Schiff, konnte es aber nie so weit bringen, sie, wie unsre Hunde, zahm zu machen: sie blieben immer falsch und bissen zuweilen.

Es würde allezeit gefährlich seyn, sie an einem Orte zu haben, wo man Hünervieh aufzieht oder hält; sie würden es gewiß, wie alle Füchse thun, auffressen.

Die Ragen sind von eben der Art, als die sich in unsern Feldern und Waldungen befinden. Die Wilden essen sie.

Wir hatten auf unserm Schiffe einige Schweine, Schöpfe vom Vorgebirge der guten Hoffnung, und junge Ziegen, deren Anblick die Wilden, so oft sie an Bord kamen, in außerordentliche Verwunderung setzte. Sie sahen sie allezeit mit Erstaunen an, zum sichern Beweise, daß sie dergleichen Thiere nicht in ihrem Lande kennen. Eben so wenig hatten sie jemals zahme Enten und Hünner gesehen: es kam ihnen sonderbar vor, daß wir sie in Steigen unterhielten. Sie haben gar keine Hausthiere, als die Hunde.

Es finden sich auf ihren Sümpfen wilde Enten, eine Art ganz kleiner Enten (Sarcelles), blaue Hünner, welche denen in Madagascar, Indien und China gleichen, aber etwas dunkler sind. In den Wäldern trifft man sehr schöne Ringeltauben von der Größe junger Hünner; sie tragen prächtige Federn von einem schielenden goldfarbnen Blau: in eben diesen Wäldern sieht man auch sehr große Papagayen mit schwarzen Federn, die mit blau und roth untermengt sind, Lorys \*) von der kleinen Art mit sehr schönen Federn, die den Lorys von der Insel Gola gleichen.

Einige Gegenden sind voll von schwarzen Drosseln mit weißen Ruppen, von Staaren, Lerchen, Wach-  
teln,

\*) Es ist eine Varietät der Papagayenart, der Plauderer, *Psittacus garrulus* genannt, der auf den Moluckischen Inseln zu Hause ist.

teln, welche die Farbe der unstrigen haben, aber größer sind, Amseln von unterschiedener Farbe, Bachstelzen, Feldschnepfen 2c.

Am Ufer des Meeres giebt es Krummschnäbel (*Scolopax arquata*), Heerschnepfen (*Scolopax gallinago*), Kormorans, schwarze und weiße Reiher, wie in Frankreich, und einen sehr schönen Vogel in der Größe einer Schnepfe, mit hellrothem Schnabel und Füßen. Alle diese Land- und Wasservögel sind gut zu essen, ausgenommen die Numidische Jungfer (*Aigrette*, *Ardea virgo* *Lin.*) wegen des gar zu trocknen Fleisches. Man findet hier auch die von den Franzosen so genannte Envergures, weiße Pelikane mit schwarzen Flügeln, welche die Französischen Seeleute manches de Velours heißen: graue und weiße Seemöven (*goëlettes*). Diese drey Arten von Seevögeln haben ein zu trocknes, zähes und thranigtes Fleisch, als daß sie zur Speise dienen könnten.

Gleich in den ersten Tagen unsrer Ankunft fand ich die Vögel dieses Landes durchgehends so wenig scheu, daß man ihnen ganz nahe auf den Leib gehen, und sie entweder mit Steinen oder Stöcken todt schlagen konnte. Als unsre jungen Leute aber eine Zeitlang Jagd auf sie gemacht, und mit Flinten unter sie geschossen hatten, wurden sie wild und scheu: die Eingebornen konnten sich ihnen nähern, aber für unsern Jägern flohen sie schon von weitem.

Fische sind längst den Küsten von Neu-Seeland in größtem Ueberflusse. Man fängt viele vortrefliche Kalraupen (*barbots*), Meeraale, und eine unglaubliche Menge Makreelen, die sehr gut und größer sind, als die an den Französischen Küsten, viele Meerschleyen (*Labrus Tinca*) von verschiedenen Farben, Stockfische  
in

in nicht so großer Menge; zwei Arten rother Fische wie Scharlach, die ich sonst nirgends gesehen, wovon die eine Art gemeinlich so groß, wie ein Stockfisch, ist.

Alle diese Fische sind gut. Es ist wahrscheinlich, daß man zu verschiedenen Jahreszeiten an diesen Küsten auch Fische antrifft, die ihren Strich längst selbigen hinnehmen, und weiter gehen: und ich bin überzeugt, daß der Fischfang in der Meerenge, welche die beyden großen Inseln von Neu-Seeland trennt, noch weit ergiebiger ist. Zwischen den Klippen, die längst den Küsten liegen, fischt man viele Hummer, Krabben, allerley Arten von Schaalthieren, die denen gleich waren, die wir in der Friedrichheinrichsbay auf Die-mens Land sahen. Wir haben weder Pinguins noch Seehunde längst der ganzen Küste angetroffen. In der hohen See einige Meilen vom Lande sieht man viele Wallfische und weiße Meerschweine, die ebenfalls gefangen werden könnten.

### Abreise von Neu-Seeland. Fortsetzung der Reise durch die Südsee.

Wir verließen den Hafen der Verrätherey, oder, wie Cook ihn genannt hat, den Inselhafen, am 14 Julius, und richteten unsern Lauf gegen Nordost ins Südmeer. Vom 16 bis zum 21 hatten wir heftigen Wind, und eine sehr unruhige See. Bis zum 25 waren die Winde sehr abwechselnd und oft widrig, bis wir den Wendezirkel des Steinbocks passirt waren. Darauf ward der Himmel heiter, das Meer schön, und der Wind blies beständig zwischen Südost und Ost.

Als wir den 20°. südlicher Breite und den 185°. östlicher Länge vom Pariser Meridian erreicht hatten, liefen wir gegen Westen, um die Inseln Rotterdam und

und Amsterdam aufzusuchen, welche auf den Charten unter dieser Breite liegen. Wir seegelten sehr vorsichtig, um nicht in der Nacht auf eine von diesen Inseln zu gerathen. Den 6 August erblickten wir Land vor uns, und näherten uns demselben bis auf zwei Meilen. Die Wellen schienen sich stark gegen die Küste zu brechen. Wir konnten ganz deutlich eine Reihe kleiner sehr niedriger Inseln unterscheiden, welche große Klumpen zerbrochener Madreporen zu seyn schienen, worauf die Natur einige Cocusbäume gepflanzt hatte. Die Winde und Ströme trieben uns gegen die Küste. Vergebens suchten wir einen Ankerplatz; es war stürmisches Wetter, und die See gieng hohl. Wir wandten uns also in die hohe See, mit dem festen Vorsatze, den folgenden Tag wieder zu kommen, und eine Stelle zu suchen, wo wir die Anker werfen könnten.

Aus dem vortreflichen Werke des Präsidenten de Brosse, welches ich beständig vor Augen hatte, begriff ich wenigstens so viel, daß die vor uns liegenden Inseln weder Rotterdam noch Amsterdam seyn konnten, sondern vielmehr eine Kette von kleinen Koralleninseln waren, welche nordwärts von jenen liegen. Ich ließ etlichemal bleyen, aber ohne Grund zu finden. Als sich diese Inseln zeigten, beobachtete ich die südliche Breite von  $20^{\circ} 9'$ ; die Länge betrug nach unsrer Schätzung  $182^{\circ}$  östlich von Paris, und die Abweichung der Magnetnadel  $11^{\circ} 45'$  Nordöstlich. Die Inseln Rotterdam und Amsterdam müssen unter  $21^{\circ} 30'$  gesetzt werden; wir fanden sie nicht unter  $20^{\circ} 30'$ . wo die Charte sie uns anzeigte.

Indem wir gegen Norden seegelten, sahen wir mit Anbruch des Tages den 12 August eine Insel, die ich noch auf keiner Charte angezeigt gefunden habe, und der ich deswegen den Nahmen des Tags Anbruch gab. Sie

Sie kam mit wie eine unfruchtbare hohe aus mehreren Bergen bestehende Spitze vor, die mit Felsen umgeben war, zumal auf der Südseite, wo die Klippen wie Schiffe aussahen. Sie mochte meiner Muthmaßung nach ohngefähr fünf Meilen im Umfange halten, und liegt unter dem  $16^{\circ}$ . südlicher Breite, und unsrer Schätzung nach unter  $182^{\circ}$ .  $30'$ . östlicher Länge von Paris. Wie wir der Insel gegen über waren, zeigte die Magnetnadel eine Abweichung von  $8^{\circ}$ .  $30'$ . Nordost.

Wir veränderten dieser Insel wegen unsre Fahrt nicht. Wir hatten das schönste Wetter, welches man sich nur gedenken kann. Den 23 August passirten wir im  $176^{\circ}$ .  $43'$ . östlich von Paris die Linie, und hatten eine Abweichung der Nadel von  $10^{\circ}$ . Der Wind strich unverändert aus Südosten. Seit dem Anblick der letztern Inseln sahen wir beständig Landvögel.

Den 28sten August. Vom 8 bis zum  $13^{\circ}$ . nördlicher Breite waren die Winde beständig veränderlich von Westen nach Norden und nach Südost; aber gar nicht stark. Der Scorbut stiftete unter unserm Schiffsvolke viel Uebel, die wenigsten waren im Stande, ihre Arbeit gehörig zu verrichten. Diese Krankheit äußerte sich, nachdem wir den südlichen Wendezirkel passirt, und unter einen heißern Himmel gekommen waren, und seit der Zeit nahm sie sehr plötzlich zu.

Den zweyten September wandten wir uns Westwärts, die Winde weheten beständig aus Nordost und Ost. Wir hatten zuweilen Regenwetter, und beständig Anzeichen vom nahen Lande, bis wir Guam, die größte der Marianischen Inseln, entdeckten. Wir sahen sie den 20 September, konnten aber nicht eher, als den 27 dieses Monats, vor Anker kommen.

Beschrei



## Beschreibung der Insel Guam, und der dasigen Spanischen Niederlassung.

Die Winde waren uns bey der Erreichung der Insel Guam sehr zuwider. Nachdem wir etliche Tage im Angesicht derselben lavirt hatten, kamen Lotsen an Bord, die uns endlich in den Hasen brachten, wo wir in der Tiefe von 20 Faden in einem Schlammgrunde, der oben mit zerbrochenen Schalthieren bedeckt war, die Anker fallen ließen.

Der Hasen liegt auf der Westseite der Insel ohngefähr in der Mitte. Auf der Südseite wird er von einer auf zwey Meilen in die See gehenden Erdzunge und auf der Nordseite von einem eben so langen Riff von Klippen geschützt, wodurch er fast in der Runde ganz eingefast ist. Die Einfahrt ist sehr schmal. Sie wird von einer Batterie aus gebrannten Ziegeln gedeckt, welche die Spanier des heil. Ludwigs Batterie nennen, und sie mit acht alten Zwölfsfündern von Bronze besetzt haben. Im Hasen können vier Schiffe für allen Winden außer dem Südwestwinde sicher liegen, der auf dieser Küste nie anders, als sehr gelinde, weht. Es ist gefährlich, ohne erfahrne Lotsen einzulaufen, weil er inwendig Klippen und Bänke von Madreporen hat. Seine Breite ist  $13^{\circ} 26'$  nördlich, und die Länge  $141^{\circ} 30'$  östlich vom Pariser Meridian, und die Abweichung der Magnetnadel  $7^{\circ}$  nordöstlich.

Die vornehmste Niederlassung der Spanier ist die Stadt Agana; sie liegt vier Meilen nordostwärts vom Hasen an der Küste und am Fuße einiger nicht gar zu hoher Berge, in einer schönen Gegend voller Quellen, und wird von einem kleinen Bache, dessen Wasser klar und gut ist, gewässert. Der Befehlshaber der Insel hat hier seinen Sitz. Die Straßen sind nach der

G

Schnur

Schnur gezogen; und die Privathäuser meistens dauerhaft von Holz gebauet. Sie stehen auf einem Koff, welcher drey Fuß über der Erde hervorragt; die meisten sind mit Schindeln oder Ziegeln, einige aber auch mit Blättern von Palmbäumen gedeckt. Die öffentlichen Gebäude bestehen aus Ziegeln: man sieht hier eine schöne und nach spanischer Art mit Zierathen überhäufte Kirche. Die Wohnung des Kommendanten ist groß und wohl gebauet; das ehemalige Haus der Jesuiten wird jetzt von Augustinern bewohnt, und ist groß und bequem. Das alte Jesuitencollegium, welches zur Erziehung der Indianer bestimmt war, stand leer, weil ihre Nachfolger, die Augustiner, das Collegium in ein andres ihrem Kloster näheres Gebäude verlegt haben. Man trifft hier ferner ansehnliche Kasernen an, darin eine Besatzung von 500 Mann Raum hätte, und ein geräumiges Königliches Magazin. Diese öffentlichen Gebäude sind von Mauerziegeln, und auch mit Dachziegeln gedeckt. Die Insel Guam ist der einzige Platz in dem ganzen ungeheuren Umfange des mit unzähligen Inseln besäeten Südmeeres, welcher eine nach Europäischer Art gebauete Stadt, eine Kirche, eine Art von ordentlichen Festungswerken, und civilisirte Einwohner aufweisen kann.

Bei unsrer Ankunft in der Stadt Agaña wurden wir von Hrn. Tobias, Befehlshaber der Insel, mit vieler Höflichkeit aufgenommen. Ich stellte ihm vor, daß unser Schiffsvolk sämmtlich vom Scorbut angegriffen wäre, und bat desto dringender um seine Beyhülfe, weil wir bei unsrer Ankunft wirklich nicht mehr als 15 Mann auf beyden Schiffen hatten, die im Stande waren zu arbeiten. Der höfliche und menschenfreundlich gesinnte Kommendant machte den Augenblick den Anfang damit, daß er eine große Menge von

von allerley Erfrischungen, frisches Fleisch, Hülsenfrüchte, und andre Früchte, insonderheit Pomeranzen und Zitronen an Bord sandte. Er räumte uns das alte Jesuitencollegium ein, um unser Hospital darin anzulegen: er erlaubte so gar, eine Wache zur Erhaltung besserer Ordnung darin zu errichten, und bat es sich von den Officiers beyder Schiffe aus, während unsers Aufenthalts auf dieser Insel an keiner andern Tafel, als an der seinigen, zu speisen.

Wir nahmen diese großmüthigen und auf die edelste Art gemachten Anerbietungen mit Freuden an. Die am Scorbut elend darnieder liegenden Matrosen wurden an Land geschafft, und nur so viel auf den Schiffen gelassen, als zur Bewachung derselben höchst nöthig waren. Hr. Tobias gab jedem Schiffe 25 Sclaven zum Dienst bey den Böten ganz umsonst. Bey einem so thätigen Beystande erholten sich die Matrosen alle in kurzer Zeit wieder. Es giebt vielleicht keinen Hasen in dem ganzen Umfange der Weltmeere, wo sich entkräftete franke Seeleute schneller erholen können, und wo sie bessere Erfrischungen und in größerm Ueberflusse antreffen. Die Insel Guam schien uns ein irdisches Paradies. Die Luft ist sehr rein, das Wasser gut, die Früchte und das Gemüse vortreflich. Die Heerden von Rindern, Ziegen und Schweinen sind unzählig: und den Ueberfluß an Geflügel kann man sich nicht so vorstellen.

Guam war nicht von jeher in diesem gesegneten Zustande. Als Magellan diese Insel nebst den übrigen sieben größern entdeckte, welche weiter gegen Norden liegen, und nebst einer Menge andrer weit kleinerer Inseln den Archipel formiren, der Anfangs unter dem Nahmen der Ladronen und hernach der Marianischen Inseln bekannt ward, waren sie sämmtlich stark

bewohnt, lieferten aber den Seefahrern keine andern Erfrischungen, als Fische, Bananen, Cocusnüsse und verschiedene andre Früchte, die man sich nicht anders, als mit Gewalt, verschaffen konnte, und indem man den Pfeilen und Schwerdtern der wilden Bewohner dieser Inseln Troß bot. Die Spanier brachten zuerst die Stammältern von den Heerden aller Art, das Geflügel, die Saamen von allen Früchten und Hülsenfrüchten hieher, die man jetzt auf Guam antrifft.

Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Ueberfluß, den man der Sorgfalt und dem Fleiße der Europäer zu danken hat, der Menschheit theuer zu stehen kam. Die Ladronen und vornehmlich Guam waren stark bewohnt. Man behauptet, daß längst den Küsten von Guam allein über 20000 Menschen wohnten. Sie waren von sehr wilder Art und große Diebe, wie alle Bewohner der Inseln in der Südsee, vermuthlich aus dem Grunde, weil sie kein Recht des Eigenthums kannten. Sie waren so roh und unbändig, und konnten das Joch der Civilisirung so wenig ertragen, daß die große Volksmenge, als die Spanier sie zu bezwingen, und zur Annehmung des christlichen Glaubens zu bewegen suchten, merklich abnahm, und jetzt seit 200 Jahren fast ganz zusammen geschmolzen ist.

Als sich Missionarien auf den Marianischen Inseln niederließen, und diese wilden Insulaner endlich der Ueberlegenheit der spanischen Waffen weichen mußten, nachdem sie in grausamen Kriegen lange das Recht, nach ihrem viehischen Instinkt wie wilde Thiere zu leben, verfochten hatten; überließen sie sich einer Verzweiflung, wovon man vielleicht kein Beispiel auf dem Erdboden aufweisen kann. Sie gaben ihren Weibern Tränke zu Abtreibung der Frucht, und wollten lieber  
keine

keine Kinder haben, als welche hinterlassen, die nach den Begriffen, die sie sich von der Freyheit machten, nicht frey waren. Dieser grausame und der Natur so entgegen strebende Schritt ward mit einer solchen eigensinnigen Standhaftigkeit auf den neun Marianischen Inseln ausgeführt, daß die Bevölkerung, welche sich bey ihrer Entdeckung über 60000 Menschen belief, in dem ganzen Archipel bis auf acht höchstens 900 herunter sank. Vor ohngefähr 20 Jahren wurden die hier und da zerstreuten Reste der Eingebornen von den Spaniern alle nach Guam versetzt, wo sie durch die kluge, obgleich zu spät gekommene Vorsicht einer Regierung, die sich vielleicht besser zu dem Clima dieser Insel und der Denkart der Einwohner schickt, anfangen, sich wieder etwas zu erholen und zu vermehren.

Was heutiges Tages noch von der alten Bevölkerung übrig ist, stammt von den Indianern ab, die sich zuerst dem Dienst der Spanier und vornehmlich der Missionarien unterwarfen, und sich durch eine sanfte Privatbehandlung gleichsam zahm und etwas gesitteter machen ließen; alle übrigen sind erloschen, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen.

Jetzt besteht die ganze Bevölkerung etwa aus 1500 Menschen; sie leben unter der Regierung eines klugen Mannes glücklich, der so viel gesunde Vernunft und Philosophie besitzt, die Religion für ein Geschenk anzusehen, das den Menschen zu ihrem Glücke, auch auf dieser Welt, und nicht zu ihrer Qual gegeben ist. Ich bin mit der größten Zufriedenheit ein Augenzeuge gewesen, wie dieser rechtschaffene Mann sein ganzes Glück darin setzt, das Wohl seiner Insel zu befördern, und es sich zum Grundsatz macht, seine Gewalt nie anders, als zum Vortheil der guten Indianer, die ihm

G 3

gehorden,

gehörchen, zu zeigen. Unter einem solchen Befehlshaber haben mir die Mönche selbst tolerant geschienen. Die vier oder fünf Spanier, welche Bedienungen unter ihm bekleiden, richten sich nach ihm, und suchen seine Absichten aufs genaueste zu erfüllen. In der Stadt Agana herrscht durchgehends die größte Ordnung, und das Land ist in der That ein reizender Aufenthalt.

Außer der Stadt Agana rechnet man noch 21 kleine Niederlassungen von Indianern, die sämmtlich an den Küsten liegen, und aus fünf bis sechs Familien bestehen, welche Getreide und Hülsenfrüchte bauen, und sich mit dem Fischfange beschäftigen. Das Innere der Insel liegt wild und unbebauet. Hohes Holz giebt es hier nicht, doch ist es tüchtig, Häuser und kleine Schiffe daraus zu bauen.

Ueberhaupt sind die Wälder sehr dick. Die Spanier haben in vorigen Zeiten einige Stellen umgerissen, um sie in Weiden für das Rindvieh zu verwandeln. Keine Nation von denen, die Kolonien zwischen den Wendezirkeln besitzen, versteht es so gut, Weideplätze für das Rindvieh anzulegen, als die Spanier. Die ganze Kunst dieses ökonomischen Verfahrens besteht darin, viele kleine offene Plätze in den Wäldern urbar zu machen. Diese Plätze sind durch Gebüsche und Einfassungen von einander abgesondert. Sie werden bloß von allem Buschwerk und Gestrüppe gereinigt, und wenn dieses ausgerodet ist, so säen sie Sämereyen von allerley Grasarten und Pflanzen, die gutes Viehfutter abgeben, hinein.

Diese von allen Seiten beschatteten Weideplätze sind beständig frisch und kühl, und bieten dem Vieh einen Schutz wider die Hitze und brennende Mittags-  
sonne

sonne dar. Ganz frey liegende und gar keinen Schatten gebende Wiesen sind für den Himmelsstrich in der heißen Zone nicht hinlänglich, und geben nicht den gehörigen Nutzen. Wenn man Vieh aus einer kältern Himmelsgegend auf eine Weide bringt, wo alles Gras trocken, hart und von der Sonne verbrannt ist, wo aller Schatten fehlt, darin sich das Vieh während den Stunden der Mittagshitze ausruhen kann, so wird es unfehlbar umkommen.

Etliche wenige Ochsen und Kühe, die ehemals aus Amerika auf die Tristen von Guam und der andern Marianischen Inseln gebracht worden, haben sich unendlich vermehrt. Sie sind nach und nach wild geworden, und wenn man welche essen will, so schießt man sie entweder mit der Flinte, oder fängt sie mit Schlingen. Ich habe gefunden, daß alle Ochsen auf Guam überhaupt weiß sind, und schwarze Ohren, ohne irgend andre Abwechselungen von Farben, haben. Sie sind groß, gut von Leibe, und haben ein schmackhaftes Fleisch.

Eben so voll sind die Wälder von Ziegen, Schweinen und Hünern, wovon der erste Stamm ebenfalls durch die Spanier aus Amerika herüber gebracht worden. Sie sind alle wild, und lassen sich nicht anders, als durch Schlingen, fangen, oder wenn man sie todt schießt. Das Fleisch ist von alten vortreflich.

Hr. Tobias hat auch vor einigen Jahren Hirsche und Hirschkühe aus den Philippinischen Inseln hierher bringen lassen, die sich anfangen in den Wäldern zu vermehren. Die Hirsche sind den unsrigen an Größe gleich, haben aber andres Haar. Vom December an bis in den May ist der Philippinische Hirsch grau, sein Haar sehr lang und dick, und um den Hals

herum viel länger; es formirt gleichsam einen hängenden Kragen. Im May bekommt der Hirsch seine Sommerbekleidung, welche ganz verschieden von der im Winter ist. Das Haar wird alsdann braungelb, oder beynahe ganz gelb, glatt und glänzend. Auf dem Rücken zeigen sich drey schwarze Streifen, und der Zwischenraum ist mit weißen Streifen bezeichnet. Man sollte es gar nicht für einerley Thier halten.

Auf den urbar gemachten Ländereyen findet man sowohl, als im Innern der Wälder, eine außerordentliche Menge von Turteltauben, Papagayen, Drosseln und Amseln.

Unter den einheimischen Bäumen dieses Landes bemerkt man vorzüglich den Cocusbaum und den Kima. Ich habe drey Sorten von Cocusbäumen bemerkt. Die erste Sorte ist der gewöhnliche große Cocusbaum, den man in allen Gegenden von ganz Indien antrifft, dessen Frucht zuerst einen angenehmen, kühlenden und den Scorbut dämpfenden Saft, hernach eine Art von Wein, ein Del, und endlich auch einen Faden oder Gespinnste von der säfrichten Schaale liefert, daraus man Stricke und so gar Kabeltaue machen kann.

Die zwenste Sorte von Cocusbäumen, die man auch wegen des minder hohen Wuchses die mittlere nennen könnte, hat eine Nuß, deren zarte Schaale, wenn man die äußere harte abmacht, sich, wie der Boden einer Artischocke, essen läßt, und auch beynahe den Geschmack hat. Die dritte Sorte ist der schwarze Cocusnußbaum, dessen größte Höhe nicht über acht bis 10 Fuß beträgt, ob er gleich geschwinder, als der gemeine Cocusbaum, wächst. Die Frucht ist ganz rund, und so groß wie eine sechspfündige Kanonenkugel. Das  
Fleisch



Fleisch der Nuß ist viel dicker und stärker, und auch von feinerem Geschmack, als das von der gemeinen Cocusnuß. Man bekommt auch mehr Wein, Del und Gespinnste davon, als von den andern beyden Arten. Die Blätter von allen drey Sorten sind gleich brauchbar, um die Häuser damit zu decken, oder Matten davon zu machen.

Der Rima ist unter allen Vegetabilien eines der schönsten Producte der Natur. Es ist ein großer Baum, dessen starker Stamm gerade in die Höhe wächst, und eine glatte Rinde, wie unsre Buchen, hat. Er treibt in der Höhe von 10 bis 12 Fuß Zweige, welche wechselsweise stehen, wie die Blätter. Die Blätter haben eine Länge von 18 bis 24 Zoll, und sind tief ausgekerbt, wie die Französischen Feigenbäume. Sie sind dick, fest, von einem sehr schönen Grün, und geben für das Kindvieh eine vortrefliche Nahrung. Diese Blätter bieten zugleich einen dicken erquickenden Schatten dar. An den Achseln der Blätter kommen längst den Zweigen die Früchte zum Vorschein, die so groß, als eine große Kantaluppen Melone, aber mehr oval, und gemeiniglich acht bis 10 Zoll lang wird. Die Frucht sitzt an einem ihrer Größe angemessenen Stiele, und gleicht vollkommen der Frucht des Tacca, den alle, die in Indien gewesen sind, kennen. Sie ist, wie der Tacca, in einer dicken Haut eingehüllt, die mir etwas stachlicht zu seyn scheint, aber kurze, dicke und stumpfe Spitzen hat. Die Blüthe gleicht auch der vom Tacca; aber das Fleisch ist sehr verschieden. Das vom Rima ist mehlicht, und von einem lieblichen Geschmack, der allen gefällt, auch wenn sie die Frucht zum ersten Mal kosten. Diese Frucht ist eine der nützlichsten Geschenke, welche die Natur den Menschen gemacht hat, und es scheint besonders, daß sie den

G 5

Baum,

Baum, der sie hervorbringt, nirgends anders, als auf die Inseln des Südmeers, hingepflanzt hat. Der Geschmack ist völlig dem Brodte gleich, die Frucht hat eine nährende Eigenschaft, und ersetzt in allen Fällen den Gebrauch des Brodtes: überdieses ist der Geschmack so lieblich und sanft, daß der geschickteste Becker ihn nie unserm Brodte in dem Grade geben kann\*).

Es ist allerdings für den glücklichen Bewohner der Inseln, welche die Natur mit dem Klima versorgt hat, etwas sehr angenehmes, täglich sein gewisses Brodt zu haben, und, um seine Nahrung zu bekommen, nichts anders thun zu dürfen, als den Baum, der sie trägt, zu schütteln, ohne daß er erst nöthig hat, das Feld zu pflügen, zu besäen, vom Unkraute zu säubern, die Früchte einzuerndten, zu dreschen, zu reinigen, das Mehl zu mahlen, einzukneten und zu backen.

Die Frucht des Klima ist, wenn sie ihre völlige Größe erreicht hat, und noch grün ist, eine sehr gute Speise. In diesem Zustande pflücken die Insulaner sie ab, um sie zu essen. Sie machen die rauhe Haut herunter, und schneiden Schnitte, wie Stücken Brodt, davon. Wollen sie solche aber aufbewahren, so schneiden sie solche in runde Scheiben, wie Zwieback, und trocknen sie an der Sonne oder im Ofen. Dieser natürliche Zwieback behält seine Eigenschaft, als Brodt, und bleibt etliche Jahre und viel länger gut, als der beste Schiffszwieback. Unfre Matrosen aßen die Frucht grün, und  
ein

\*) Aus der Beschreibung scheint der Klima viel ähnliches mit dem Brodtbaume zu haben, den Solander auf der Insel Otaheite und auf andern Inseln des Südmeers fand, und *Sitodium altile* benannte, dessen Brodtfrucht auf gleiche Weise gegessen wird; doch trifft vieles auch wieder nicht überein. Ueb.

ein wenig auf dem Roß gebraten. Sie machten ihre Suppe davon, und bedienten sich gar keines andern Brodtes. Wir schrieben die schleunige Genesung unserer mit dem ärgsten Scorbut behafteten Kranken dieser Frucht zu: die hiesigen Einwohner haben auch von jeher die Erfahrung gemacht, daß sie ein herrliches und sehr wirksames Mittel gegen den Scorbut ist.

Wenn sich die Frucht der Reise nähert, wird sie gelb und weich: sie bekommt zwar einen lieblichen Geruch, aber sie verliert ihren mehlichten Geschmack, und wird ganz unschmackhaft und widerlich. Alsdann hat sie auch nicht dieselben Eigenschaften mehr, sondern larirt, und erhitzt das Blut: das Fleisch vertritt die Stelle des Brodts nicht mehr, und überhaupt behält die ganze Frucht einen geringen Werth. Es giebt Rimabäume, die männliche Früchte, und andere, die weibliche tragen. Die letztern sind selten; sie enthalten Kerne ohne Schaaalen, die so groß, als eine Kastanie, etwas länger und fast cylindrisch, und mit einer dünnen Haut umgeben sind. Wenn diese Kerne den gehörigen Grad der Reise erreichen, halten sie einen wegen des geringen Nutzens des Fleisches schadlos. Man kocht und speiset sie, wie Kastanien, denen sie im Geschmacke beykommen.

Um den männlichen Rima, als den nützlichsten, der aber keine Kerne hat, zu vermehren, beobachten die Indianer folgende Methode. Sie entblößen die Wurzeln, und machen leichte Einschnitte darin, woraus viele junge Sproßlinge hervordachsen: alsdann hauen sie ein Stück von der großen Wurzel ab, worauf die Sproßlinge stehen, und verpflanzen sie.

Es wäre zu wünschen, daß man einen so nütlichen Baum auf dem ganzen Erdboden anträfe. Ich wußte,  
daß

daß sich dergleichen Bäume durch die Sorgfalt des Hrn. Poivre schon auf Isle de France befanden, weil er während der Zeit seiner Aufsicht über die Insel aus allen vier Welttheilen nützliche Producte auf das sorgfältigste und mit dem besten Erfolg zusammen schaffen lassen. Gleichwohl bewog mich das Verlangen, einen so schätzbaren Baum desto geschwinder allgemein zu machen und zu vervielfältigen, daß ich auf Guam einen Kasten mit jungen Pflanzen vom Kima anfüllen ließ, um sie mit nach Isle de France zu nehmen, und die Vorsteher dieser Kolonie in den Stand zu setzen, die Anpflanzung dieses Baums in allen unsern übrigen Kolonien zu befördern, wo der Kima allein, ohne weitere Cultur, ein sehr gutes Nahrungsmittel, wenigstens für die unglücklichen Sklaven, abgeben würde. Allein mein Anschlag gelang nicht nach meinem Wunsche, alle Pflanzen giengen bis auf zwei ein.

Alle Wälder von Guam sind voll von Gujavenbäumen (*Psidium Guajava*), den man auch den Indianischen Birnbaum nennt, von verschiedenen Arten der Bananen oder Pisangbäume, von Citronen, Limonen, bittern und süßen Pomeranzen, von kleinen stachelichten Pommefinen mit rother Frucht, u. s. w. Die Früchte aller dieser Bäume sind, meiner Muthmaßung nach, in dem Boden dieser Insel nicht einheimisch, sondern von den Spaniern hergeschafft worden, haben sich aber heutiges Tages so vermehrt, daß man sie allenthalben antrifft, und weiter keine Mühe davon hat, als sie abzupflücken.

Am Rande des Meeres und der Wälder stehen eine Menge Kapernbäume, die nach ihrer Art sehr groß sind. Diese kleinen Bäume oder Sträucher sind einheimische Producte des Bodens. Nach der Versicherung der Spanier sind die Marianischen Inseln voll

voll davon, und sie haben solche nebst dem Rima von hier nach den Philippinischen Inseln versetzt. Die Kapernbäume blühen das ganze Jahr hindurch, wie die Citronen, Pomeranzen, und einige andere einheimische Bäume und Sträucher dieser Insel, und geben dadurch nicht nur einen reizenden Anblick, sondern sie duften auch einen lieblichen Geruch aus, der den Spaziergang im Felde und Gehölze ungemein angenehm macht.

Die Bananenbäume finden sich in allen Welttheilen zwischen den Wendezirkeln, bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, und bis zum 33 Grade der Breite. Sie sind bereits von vielen Reisenden mit ihren Varietäten beschrieben, daher ich mich hier mit keiner Beschreibung einlassen will. Ich habe aber doch zwei Arten derselben bemerkt, die Aufmerksamkeit verdienen, und die, wie ich glaube, bloß den Marianischen und Philippinischen Inseln, wo man sie nach der Versicherung der Spanier ebenfalls antrifft, eigen sind.

Die erste Art ist eine Zwergbanane, deren Stamm nie über drey Fuß hoch wird. Sie gleicht in Ansehung der Blätter, die ihrer Größe proportionirt sind, des Gewebes vom Stamme und der Blüthen, allen andern Pisangbäumen, aber die Frucht ist verschieden, und übertrifft am Geschmack alle bekannte Bananen in den übrigen Weltgegenden. Sie bringt einen großen runden Klumpen von Früchten hervor, die an der Zahl 5 bis 600 ganz dicht bey einander sitzen. Sie sind rund und von der Größe einer Nuß, mit einer sehr dünnen Haut bedeckt, welche, wenn die Frucht reif wird, entweder eine gelbe oder rothe Farbe (denn es giebt zwei Arten) bekommt, und sich leicht von dem innern Fleische ablöst. Diese Frucht hat nicht gleich den andern Bananen den Fehler, daß sie trocken  
und

und teigig ist, sondern sie giebt vielmehr einen saftigen, sehr feinen, etwas säuerlichen und gewürzhaften Geschmack, und übertrifft die kleine gelbe Banane weit, welche in Ostindien unter dem Nahmen der Feige von Bengi bekannt, und doch in der That sehr schmackhaft ist. Aber diejenige, von der ich hier rede, ist unstreitig die schönste von allen Bananenseigen, die ich je gegessen habe. Diese herrliche Frucht sollte auf alle unsre Kolonien zwischen den Wendezirkeln angepflanzt werden. Die Zwergbanane verdient überhaupt den Vorzug vor allen andern Arten von Musa, theils weil der Strauch so niedrig ist, theils wegen der herrlichen Frucht, und sollte in unsern warmen Gewächshäusern gezogen werden, wo man bisher nur die schlechteste Art von Musa, nemlich die Paradiesfeige, oder den Pisang, unterhält, deren Frucht auch nicht einmal an den Orten, wo sie von Natur wild wächst, gegessen wird.

Die zwote Art ist ein wilder Bananenbaum, der höher wächst, als alle andere, einen stärkern Stamm und auch ein wilderes Ansehen hat. Die Blüthen und Blätter kommen mit den übrigen Bananen überein; aber die Frucht läßt sich nicht essen. Sie besteht aus einer großen Menge von Kernen, die durch weniges Fleisch mit einander verbunden sind, und giebt einen herben unangenehmen Geschmack. Aber auf der andern Seite schafft dieser Bananenbaum den größten Nutzen, in Ansehung der Güte und Menge des Gespinnstes, wenn man ihn abhackt und rösten läßt. Der ganze Stamm dieses Bananenbaums besteht aus einer Masse von langen starken Fäden, woraus die Indianer Leinwand, Stricke, und so gar Kabeltaue für die Gallionen von Aquapulco verfertigen. Die Einwohner nennen ihn Abaca. Die Spanier, welche diese Kabeltaue aus der Erfahrung kennen, behaupten, daß sie  
bey

bey einerley Dicke stärker sind, und der Gewalt der Winde und des Meeres besser widerstehen, als die von dem besten Europäischen Hanse, zumal wenn man zum erstenmal die Anker auswirft. Diese Art von Bananen hat sich bereits in Isle de France stark vermehrt, und verdient auch in den übrigen Kolonien angepflanzt zu werden, zumal da bekanntermassen alle Bananen sich ohne Cultur unglaublich vermehren. Der Abaca vervielfältigt sich am stärksten, und jeder Stamm von einem Jahre giebt 10 bis 12 Pfund Faden, der zur Verfertigung des Tauwerks tüchtig ist.

Die Flüsse von Guam sind entweder Bäche, oder kleine reißende Gewässer, führen aber einen großen Ueberfluß an Fischen bey sich. Unsre genesenden Matrosen beschäftigten sich mit dem Fischfange, sie fiengen Aale, Barben, Stinze, und eine Art von Karpfen. Diese Fische sind vorcrefflich vom Geschmacke, aber die Indianer essen sie nicht, sondern ziehen die Seefische vor, die ich überhaupt von minderer Güte, als die Flußfische, gefunden habe. Ueberdieses ist der Ueberfluß an Fleisch, Hülsenfrüchten, und andern Früchten in Guam so groß, und der spanische Commendant, Hr. Tobias, versah uns so reichlich damit, daß wir während der ganzen Zeit unsers Daseyns gar nicht daran dachten, uns mit Seefischen zu versorgen.

Hierzu kommt ein übler Umstand für diejenigen, welche den Seefischen den Vorzug einräumen, nemlich daß es unter denen, die man an den Küsten von Guam und von allen Marianischen Inseln antrifft, viele schädliche Arten giebt: und dieß sind diejenigen, die sich von den kleinen Polypen, daraus die Madreporen entstehen, nähren. Vermuthlich haben diese Seethierchen eine caustische Eigenschaft, die sie den Fischen mittheilen. Dergleichen schädliche Fische haben einen  
Korallen-

korallenartigen Geschmack, welcher ihre giftige Eigenschaft verräth. Die Indianer kennen sie, aber das sicherste ist, keine zu essen. Von dieser Anzahl sind aber die Seeschildkröten ausgeschlossen, die auf den Küsten von Guam gefangen werden. Sie sind sehr gut, und eben so groß, als die von der Ascensionsinsel. Die Spanier und Indianer essen sie aber nicht. Ich ließ eine ziemliche Menge davon fangen, um sie bey der Ueberfahrt nach den Philippinischen Inseln den Matrosen zur Speise geben zu können.

### Vom Feldbau und der Industrie der Indianer auf der Insel Guam.

Ehe Hr. Tobias, als Kommandant, nach der Insel Guam kam, kannten die Indianer fast gar keine Art von Cultur: die Gallionen brachten nur etwas Mehl für die Besatzung und die Missionarien dahin. Die Jesuiten, in deren Händen die Mission der Philippinischen Inseln war, ließen daselbst bloß einige Frucht bäume und Hülsenfrüchte bauen; die Indianer lebten hingegen bloß allein von ihrem Nima und Seefischen.

Der neue Kommandant hingegen hielt es für eines der besten Mittel zur Wiederherstellung der fast ganz aufgeriebenen Einwohner der Marianischen Inseln, die aus einer Hand voll Volks bestunden, und auf der Insel Guam versammelt waren, wenn er diese kleine Kolonie zum Ackerbau aufmuntern könnte. Er hat sich zu dem Ende viele Mühe gegeben, den Anbau des Reis, des Waizens, des Indigo, der Baumwolle, des Kakao und Zuckerrohres, einzuführen, und alles ist gelungen. Insonderheit ist der Ertrag des Waizens oder türkischen Kornes unglaublich, und daher nichts ungewöhnliches, auf den Feldern, wo es gebauet wird,  
Pflanzen



Pflanzen zu finden, die eine Höhe von zwölf Fuß erreichen, und acht bis zehn Aehren, jede neun bis zehn Zoll lang, voll der schönsten und größten Körner, haben. Die Indianer zermalmen die Körner zu Mehl, und backen Brod daraus.

Herr Tobias hat auf seiner Insel Fabriken von Baumwolle angelegt, Teiche zur Verfertigung des Salzes graben lassen; mit einem Worte, er hat die Industrie dieses kleinen Volks rege gemacht, das er auf keine bessere Art in ein gesittetes umschaffen konnte, als wenn er sie neue Vortheile und Bedürfnisse lehrte, und ihnen einigen Geschmack an den Künsten beybrachte.

Diesen Grundsätzen zu Folge hat er auf der Insel eine öffentliche Freyschule für die Kinder der Indianer angelegt, darin sie lesen, schreiben, rechnen, und etwas Vokal- und Instrumentalmusik lernen. Die Knaben und die Mägdchen haben jede ihre Schulen besonders. Wir wurden sehr angenehm und jedesmal aufs neue überrascht, wenn wir an Sonn- und Festtagen dem Gottesdienste beywohnten, die Kirche voll von Musikanten zu finden, und eine Musik mit allen Instrumenten zu hören.

Unter den Befehlen eines so flugen Mannes sind die Indianer auf Guam alle Landbauer geworden. Jede Familie hat ihr Eigenthum, welches in Land zum Garten, zum Obstgarten, und zum Acker, welcher mit den Spaden umgearbeitet wird, abgetheilt ist. In den Gärten findet man die meisten europäischen Hülsenfrüchte, insonderheit vortreffliche Melonen und Wassermelonen, welche ungemein kühlen. Die Schiffe finden zum Vorrath und zur Fortsetzung der Reise Kohl und Girrommons im größten Ueberflusse.

Die Obstgärten sind voll von Manguiers (*Mangifera indica* Linn.) und Ananas. Alle Frucht bäume,

deren bisher gedacht worden, trifft man zwar auf den Feldern, und so gar in den Wäldern an, aber die durch Cultur gezogenen Bäume tragen weit schmackhaftere Früchte, und auch in weit größerer Menge: insonderheit sind die Früchte der Mangasbäume, die ursprünglich aus Manilla gebracht worden, von vorzüglicher Güte. Es ist eine der schönsten Früchte auf der Welt, wovon man viel essen kann, ohne nachtheilige Folgen davon zu befürchten. Um ein gutes Beyspiel der Cultur zu geben, hat der Kommendant selbst sehr angenehme Gärten angelegt, und längst der Küste, auf den öffentlichen Plätzen und um die Stadt Zugänge und Alleen von vier Reihen Cocosbäumen und Rimas wechselsweise pflanzen lassen, welche die Stadt Agana zu einem reizenden Aufenthalte machen.

Um die Arbeiten des Feldbaues und den Transport zu Lande zu erleichtern, hat die Regierung die Wege ausbessern, Pferde von Manilla, und Esel und Maulesel aus Acapulco dahin bringen lassen. Man hat den Indianern gezeigt, wie sie die Ochsen bezähmen, abrichten, und vor den Wagen spannen müssen; da diese Thiere groß und stark sind, so geben sie schöne Gespanne ab. Insonderheit ist es den Indianern geglückt, die Ochsen zu gewöhnen, daß sie wie die Pferde tragen. Man trifft keinen Indianer an, der nicht etliche zum Tragen abgerichtete Ochsen hat. Sie reiten auf solchen Ochsen ins Innere der Insel, und laden ihr Gepäck darauf. Um sie zu bändigen, machen sie es wie die Indianer auf der malabarischen Küste, sie durchstechen die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern, und ziehen einen Strick dadurch, womit sich der Ochse eben so leicht, als ein Pferd durch den Zaum, regieren läßt; in vierzehn Tagen gewöhnt er sich daran.

Der Landbau zieht das Schmiede- Wagner- Fischer- und Zimmerhandwerk nach sich. Man trifft sie insgesammt auf Guam an, und die Indianer üben sie mit ziemlicher Geschicklichkeit aus, so wie auch das Ziegelbrennen; sie verfertigen Kalk, und wissen mit dem Mauern ganz gut umzugehen.

Indem Herr Tobias die nützlichen Künste des Friedens eingeführt hat, so verabsäumt er auf der andern Seite auch diejenigen nicht, welche unglücklicher Weise die nothwendigsten zur Sicherheit und Bertheidigung sind. Er hat eine Miliz von 200 Indianern errichtet, die Uniform tragen, und gut bezahlt werden. Sie stehen unter dem Kommando von vier spanischen Kapitäns; die übrigen Officiers sind meistens Mestizen und Indianer von den Philippinischen Inseln. Mir schien es, als wenn sie ihre Waffenübungen mit Fertigkeit machten: der Kommandant hat aber bey seinen Soldaten, weil er den Müßiggang als die größte Unbequemlichkeit des Soldatenstandes ansieht, die Geschäfte des Landbaues beybehalten, ohne daß der Dienst etwas dabey verliert. Er gebraucht sie, einen Strich Landes anzubauen, den er unter dem Titel von königlichen Domänen abgesondert hat. Die Soldaten bearbeiten und besäen dieses Feld, erndten die Früchte ein, welche hernach zu ihrer Unterhaltung angewandt werden. Auf diese Weise werden die Soldaten zu einer beständigen Arbeit angehalten; sie sind glücklich, und mit dem Reiß und von Maiz gebackenem Brod, welchen sie selbst erbauet haben, sehr wohl zufrieden.

So viel neue Kenntnisse die Einwohner von Guam auch durch ihre Civilisirung erlangt haben, so behalten sie doch die von ihren Voreltern angeerbte Kunst, Schiffe nach ihrer Art zu bauen, bey. Sie hatten in diesem Stücke nicht nöthig, mehr zu lernen. Die Erfindung

der Einrichtung und Bauart würde unstreitig einem Schiffbauer bey den Nationen, die es am weitesten in der Schifffahrtskunst gebracht haben, Ehre machen. Die Gestalt ihrer Schiffe ist nach keinem Modelle kopirt, denn sie geht von allen ab, welche bey den bekann- ten Völkern in den übrigen Theilen des Erdbodens üblich sind.

Da diese Indianer eine Nation formirten, die auf neun stark bevölkerten Hauptinseln zerstreut wohnten, und durch eine ziemliche Entfernung, indem sie eine Breite von sechs Graden einnehmen, von einander ab- gesondert waren, so hatten sie gute zuverlässige Schiffe nöthig, um in einer gewissen Verbindung mit einander zu bleiben. Die Marianischen Inseln liegen von Süd- den gegen Norden in einer Reihe, und in einer Gegend, wo die Westwinde fast das ganze Jahr herrschen; es war also ein Vortheil für ihre Schiffe, wenn sie kein Hintertheil hatten. Sie gaben ihnen deswegen die Ge- stalt von zwey Vordertheilen, eines an jedem Ende des Schiffes, weil sie sich nie in dem Falle befinden, das Schiff zu wenden. Die Winde wehen in diesen Mee- ren nur stoßweise, und diese Stöße sind oft sehr heftig: daher haben sie sich auf diesen Fall vorgesehen, und ih- ren Schiffen Balken, oder ein großes Stück Holz, ge- geben, das zum Gegengewicht in die See gelegt wird, und die Schiffe unter dem Winde wider die Windstöße und das Anschlagen der Wellen aufrecht erhält. Weil die Schiffe den Wind allemal nur auf einer Seite ha- ben, so sind sie auf dieser platt, und hingegen auf der unter dem Winde, welche immer tiefer im Wasser geht, von einer rundlichen Gestalt, die geschickter ist, das Meer zu zertheilen. Der Mast steht auch nicht in der Mitte des Schiffes, sondern an der krummen Seite, welche allezeit unter dem Winde ist, dergestalt, daß der Mast

Maß gleichsam zwischen dem Schiffe und dem Balken zum Gleichgewicht ist. Obgleich der Mast mit seiner Schwere auf der Seite unter dem Winde ist, so drückt er das Schiff doch nach der Windseite, und zwar um desto leichter, weil das Schiff auf dieser Seite platt ist, und dem Wasser also weniger widersteht. Nichts kann simpler und besser erdonnen seyn, als diese Art von Schiffen, welche bey den Eingebornen Praos heißen \*).

Die Maschine, welche das Gleichgewicht erhält, besteht aus vier Stücken Holz, welche ein längliches Viereck formiren, dessen längster Theil aus der krummen Seite des Schiffes hinausragt. An dem Ende, welches fast beständig im Wasser liegt, ist ein großes Stück Holz befestigt, welches von einer sehr leichten Art, und in der Form einer Piroge ausgehauen ist. Dieses Stück Holz, welches auf dem Wasser ruht, thut der Gewalt des Windes auf das Seegel einen solchen Widerstand, daß es das Schiff auch bey den stärksten Stößen für das Umschlagen schützt. Die beyden Arme des Holzes sind viereckig, und gehen queer über das Schiff, und zwar so, daß sie auf der Windseite in den obern Rand des Schiffes eingeschnitten, und auf der andern Seite sehr fest angebunden sind. Drey Queerhölzer gehen über den viereckigen Rahm, und dienen zu seiner mehrern Festigkeit: noch zwey andre längere Stücken Holz sind an den Enden des Schiffes befestigt, gehen über den viereckigen Rahm weg, und halten ihn vollkommen fest. Eine kleine Bekleidung, die am Rande auf der Seite unter dem Winde angebracht ist, da-

H 3

mit

\*) Eine Abbildung dieser Art von Schiffen stellt das Titellkupfer der Uebersetzung von Bougainvilles Reisen vor, welches nach einem Schiffe der Insel Draheite gezeichnet ist. Ein Beweis, daß diese Schiffe in der Südsee sehr gewöhnlich sind. Ueb.

mit das Wasser nicht ins Schiff dringt, dient auch zur Befestigung der Arme des Rahms, welcher der ganzen Breite nach dadurch bedeckt wird.

Des leeren Raums zwischen den Armen des Rahms bedienen sich die Indianer, um einen Theil der Ladung des Schiffs darauf zu legen, wodurch solcher desto mehrere Schwere bekommt, und dem Schiffe ein besseres Gegengewicht giebt. In diesen Raum am Rande des Schiffs setzen sich auch die Schiffer und Passagiers.

Der Mast ist ein Bambus, und folglich ungemein leicht. Der unterste Theil steht in einer auf dem Grunde des Schiffs befindlichen viereckigen Einfassung, an dem Bord unter dem Winde. Zwey Stagen an der Spitze des Schiffs dienen zu seiner Befestigung. Ein Tau hält ihn auf der Windseite, und eines auf der andern; letzteres ist auch an dem Rahmen, zum Gleichgewicht, befestiget. Ueberdieses wird der Mast noch durch eine Steife von Bambus, die mitten auf dem Rahmen ruhet, gehalten.

Das Seegel dieser Schiffe ist dreyeckig, aus Binden, wie eine Matte geflochten, und hat zwey Raaen oder Seegelstangen. Die obere Kaa macht mit dem Maste einen spitzen Winkel, und die untere reicht bis an den Rand des Schiffs. Die obere wird unten im Schiffe an einen hölzernen Pflock befestiget. An jedem Ende des Schiffs ist ein solcher hölzerner Pflock. Wenn die Indianer widrigen Wind haben, und man bey uns das Schiff wenden müßte, so lassen sie die obere Kaa längst der platten Seite des Schiffs hinlaufen, befestigen solche an den Pflock auf dem andern Ende, und drehen die untere Kaa um: auf diese Art wird das Hintertheil des Schiffs in das Vordertheil verwandelt, und das Schiff ist gleichsam gewendet. Bläset der  
Wind

Wind zu stark, und die Indianer wollen nicht so scharf seegeln, so wickeln sie das Seegel nur bloß um die untere Raa, und verringern dadurch die Oberfläche.

Das Schiff, welches ich untersuchte, war 40 Fuß lang, und drey Fuß breit; der Boden bestund aus einem einzigen Baume, der nach Art einer großen Piroge ausgehöhlt, und durch einen Bord von zween Zoll erhöht war: diesen hatte man mit Baumrinden daran gebunden, und mit einem Rütt von lebendigem Kalk und Cocosöl fest verfüttet. Der Bord wird inwendig durch Quercbölder gehalten, die statt der Bänke zum Sizen dienen. Diese Schiffe haben weder Berdeck, noch Steuerruder, sondern werden von einem Indianer, der an dem einen Ende des Schiffs steht, mit einer Pagane oder einem sehr breiten Ruder, in Gestalt einer Schaufel, regiert.

Ich habe an der Küste von Guam eine kleine Reise mit einem solchen Praos angestellt. Der Wind gieng frisch, und wir legten nach meiner Schätzung drey Meilen in einer Stunde zurück. Die Insulaner haben mich versichert, daß, wenn der Wind recht scharf bliese, die größte Geschwindigkeit des Laufs ihrer Schiffe auf fünf Meilen in einer Stunde betrüge: es wären aber seltne Fälle, daß sie so viel Weges in so kurzer Zeit zurück legten.

Uebrigens sind diese Praos unter allen Fahrzeugen, deren man sich auf dem Meere bedient, die besten Seegler, die man kennt, und sehr sinnreich gebaut. Mir ist es jedoch vorgekommen, als wenn die von Guam den großen Fehler haben, daß man sich ihnen nicht recht sicher auf der See anvertrauen kann; eine Welle kann den Balken zum Gleichgewicht abreißen, oder zerbrechen, alsdenn verliert das Schiff sein Gleichgewicht,

gewicht, schlägt leicht um, und geht zu Grunde. Man hat mich versichert, daß die Indianer so gute Schwimmer und so erfahren in ihrer Schiffahrtskunst sind, daß sie, wenn sie den Balken zum Gleichgewicht verlieren, und umschlagen, die Geschicklichkeit besitzen, ihr Schiff mitten in der See wieder aufzurichten, und nichts weiter, als die Ladung, verlieren. Es wäre leicht möglich, die Gestalt und Geschwindigkeit der Praos beizubehalten, und ihnen zugleich mehrere Festigkeit zu geben. Man trifft dergleichen auf der Küste von Cochinchina an, welche alle diese Vortheile mit einander verbinden.

### Verfolg der Bemerkungen auf Guam.

Die Insel Guam hat nach der Schätzung der Spanier ungefähr 40 Meilen im Umfange. Ihr Boden steigt vom Meere an unmerklich gegen die Mitte des Landes, wo sie etwas bergigt ist. Die Einwohner behaupten, daß das Land durchgängig gleich fruchtbar und gut ist; ausgenommen der nördliche Theil, welcher gleichsam eine Halbinsel formirt, die wenig gutes Wasser hat. In den andern Gegenden der Insel fehlt es hingegen nicht daran, man geht keine Meile, ohne einen kleinen Fluß anzutreffen. Wenn man sich ost- und südwärts von Agana etwas tiefer ins Land hinein begiebt, so findet man allenthalben Quellen von frischem Wasser, das aus den Felsen hervorkommt, und hin und wieder Bassins von dem schönsten klaren Wasser formirt: diese sind mit dicken Bäumen eingefaßt, welche das Wasser, ohngeachtet des heißen Himmelsstrichs, beständig frisch erhalten.

Bei Durchwanderung dieser Insel findet man, daß die Natur in der Anlage malerischer und reizender Scenen sehr freigebig gegen sie gewesen ist. Ich stieß  
 bey



bey unsern Spaziergängen oft auf dergleichen angenehme Stellen, welche die Natur allein gebildet, und wo keine menschliche Hand etwas in eine gezwungene Ordnung gebracht hatte. Unmöglich konnte man hier Langeweile haben; alles vereinigt sich zum Vergnügen und zur Zufriedenheit eines Menschen, der ein Freund der Einsamkeit, des Grünen, der kühlen Schatten, des Geruchs der Blumen, und der krySTALLenen Bäche ist, die aus den Felsen hervorrieseln, und in Kaskaden herabfallen; der sich freuet, den Gesang unzähliger Vögel zu hören, und sich im Anblick von Cocos, Lima, Pomeranzen, Zitronen, und einer Menge andrer Fruchtbäume zu verlieren, welche die bloße Natur erzeugt, und auf dickbelaubte Bäume hervorgebracht hat, die zugleich Blüten und Früchte tragen, und in einer gefälligen und für die Kunst unnachahmbaren Unordnung gepflanzt sind. Ungern verließ ich diese bezaubernden Gegenden, und allemal mit dem heimlichen Wunsche, mein Leben hier zuzubringen.

Zwischen diesen reizenden Stellen und der Küste erstreckt sich ein Strich Landes von ungefähr 200 Klaftern in der Breite, der einen sandigen mit Madreporen vermengten Boden hat, welche entweder durch Zurücktretung des Meeres entblößt, oder durch heftige vulkanische Erschütterungen aus dem Grunde desselben herausgehoben zu seyn scheinen. Dieser Strich formirt gleichsam ein Thal, das ganz mit Madreporen angefüllt ist, und vormals, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Bette von Strömen des Meeres war. Man bemerkt drey oder vier solcher hinter einander liegenden Streifen oder Vertiefungen, bis man an den tragbaren Boden der Insel, und an die Hoizungen kommt. Dieser Platz ist mit wilden Bäumen, mit Kapern- und Cocosbäumen besetzt, welche mitten unter den Madreporen gut fortkommen.

Es hat mir geschienen, als ob die meisten Felsen um *Agana* aus *Granit* bestünden, und die *Riesel*, die man am *Ufer* des *Meeres* antrifft, sind inwendig *krystallisirt*. Unter den kleinen *krystallinen* *Pyramiden*, die in diesen *Riesel*n eingeschlossen sind, waren etliche *gelb*, andre *roth* gefärbt, wie *Topasen* und *Rubinen*.

Die *eigenthümlichen* *Einwohner* sind noch, so wie sie *Magellan* beschrieben hat, *klein*, *ziemlich* *häßlich*, *schwarz*, und haben meistens die *Kräse*, ob sie sich gleich *beständig* *baden*. Die *Weiber* sind überhaupt *schön*, und wohl *gewachsen*, und von *röthlicher* *Farbe*. *Bejde* *Geschlechter* haben *sehr* *langes* *Haar*.

Dieses *kleine* *Volk* ist durch die *Civilisirung* *sanft*, *gutherzig*, und *menschenfreundlich* geworden. *Zugleich* hat sich aber auch ein *Laster* eingeschlichen, welches ihre *rohen* *Vorfahren* nicht kannten. Sie haben sich nämlich dem *Trunke* etwas ergeben, und trinken zu viel von dem aus dem *Safte* der *Cocusnüsse* gemachten *Weine*. Sie lieben den *Tanz* und die *Musik* sehr, aber die *Arbeit* desto weniger. Das *Hahnengefechte* ist ihr *Hauptvergnügen*. An *Sonn-* und *Festtagen* kommen sie nach dem *Gottesdienste* vor den *Kirchthüren* zusammen; jeder *Indianer* bringt seinen *Hahn* mit, und läßt ihn mit einem andern *fechten*, wobey ein jeder wettet, daß der *seinige* den *Sieg* behaupten wird.

Die *Missionsanstalt* ist heutiges *Tages* in den *Händen* der *Augustiner*, welche in die *Stelle* der *Jesuiten* getreten sind. Es gehören *fünf* *Mönche* dazu: einer *versieht* das *Kirchspiel* von *Agana*, *drey* halten sich in *verschiedenen* *Orten* oder *Völkerschaften* der *Insel* auf, und der *fünfte* wohnt auf der *kleinen* *Insel* *Saipan*, welche *nordwärts* von *Guam* liegt, und *wohin* man eine *kleine* *Kolonie* geschickt hat.

Diese

Diese guten Mönche unterstützen die Absichten des Kommendanten, zum Besten seiner geliebten Indianer, aus möglichsten Kräften. Ich kann es zum Lobe dieses trefflichen Mannes nicht oft genug wiederholen, daß er keinen andern Wunsch und Stolz kennt, als den, die Bewohner dieser Insel glücklich zu machen: und daß er es dadurch selbst ist, daß er seine Absichten so glücklich erreicht sieht. Die Indianer betrachten ihn, und lieben ihn als ihren Vater. Er hat mich oft versichert, daß er nichts mehr wünsche, als seine Lage auf Guam zu beschließen, weil er nirgends so glücklich leben könnte, indem er in einem sehr guten Himmelsstriche, und beym Ueberflusse an allen Gütern der Erde, der Befriedigung genösse, das kleine seiner Sorgfalt anvertraute Volk glücklich zu machen.

Wir hatten auf Guam über 200 Kranke an Land gebracht, verloren aber keinen einzigen davon: alle erholten sich in Monatsfrist vollkommen, ob wir gleich bis gegen die Mitte des Octobers beständiges Regenwetter ausstehen mußten. Der Passatwind (Mousson) aus Norden erhob sich um diese Zeit, und brachte uns schönes Wetter und einen heitern Himmel. Wir nutzten diese Zeit, um unsre Schiffe wieder in Stand zu setzen.

Während unsers Aufenthalts auf der Insel Guam bemerkte ich, daß das Meer beym Neumond zween bis drey Tage lang sehr stürmisch wird. Nachdem wir zween Monate hier gewesen, wollten wir den Passatwind aus Nordost nutzen, um nach den Philippinischen Inseln zu seegeln. Den 18ten October schifften wir auf jedem die reichlichen Vorräthe an Rindfleisch, Geflügel, Schweinen, Ziegen, Hülsenfrüchten, und Obst von allen Arten, ein, die uns Herr Tobias auf eine großmüthige Weise zukommen ließ. Wir bezahlten für jeden

jeden Ochsen vier Piafter, für alle übrigen Provisionen wollte er schlechterdings kein Geld nehmen. Er gab uns überdieses einen erfahrenen Lotsen mit, der in den Gewässern des Archipels der Philippinischen Inseln wohl bekannt war.

### Abreise von Guam. Fahrt nach den Philippinischen Inseln.

Den 19ten November verließen wir höchst ungerne den Hafen von Agaña, mit einem guten nordöstlichen Winde. Unser Schiffsvolk, das sich durchgängig besser befand, als wenn es einen französischen Hafen verließ, nannte Guam ein irdisches Paradies. Wir richteten unsre Fahrt westlich, um die Meerenge San Bernardino zu suchen, wodurch die Gallionen, die von Acapulco nach Manilla zurückkehren, gemeiniglich seegeln.

Den 20sten bekam der Mascarin Nachmittags am Vordertheile in der Höhe des ersten Berdecks ein Leck, an einem Orte, wo es unmöglich war, ihm beizukommen, und abzuhelfen, wodurch stündlich sechs Zoll Wasser in den Schiffsraum drang. Während der ganzen Ueberfahrt von Guam, bis wir Catanduanes ostwärts von Luffon erreichten, hatten wir den Wind aus der Gegend von Nordost; lief er ganz nach Osten, so war das Wetter und das Meer schön, wandte er sich aber nach Norden, so bekamen wir starke Regengüsse, Donner, Blitz, und eine unruhige See.

Den 27sten und 28sten November konnten wir wegen des stürmischen Wetters nur wenige Seegel aufziehen, und beyde Nächte legten wir bey, weil wir nach unsrer Schätzung, und nach der spanischen Charte des Paters Murillo, schon den 27sten an der Küste der Insel

Insel Luffon seyn mußten: nach des d'Après Charte hingegen waren wir den 28sten um Mittag noch fünf Meilen davon. Gleichwohl entdeckten wir, obgleich der Horizont ganz helle war, diesen Tag kein Land: und sahen uns genöthigt, die Nacht vom 28sten bis 29sten abermals bezulegen. Es scheint, daß die Ströme, welche man auf der ganzen Entfernung zwischen den Marianischen und Philippinischen Inseln in der See antrifft, und die sich aus den verschiedenen Engen zwischen den letztern hervordrängen, gegen Westen führen.

Den 29sten entdeckten wir mit Anbruche des Tages Land, ohne es anfangs recht unterscheiden zu können. Die Wellen machten ein Getöse, wie sie zu thun pflegen, wenn sie sich gegen Klippen brechen. Um sechs Uhr sahen wir die Küste der Insel Catanduanes deutlich, welche noch etwa zehn Meilen entfernt seyn mochte. Dieser Theil der Insel ist hoch, bergigt, und mit Walde bedeckt. Um sieben Uhr erkannten wir die östlichste Spitze von Luffon, die auf den Charten Montafau heißt; darauf die kleine Insel St. Bernardino, die mir unfruchtbar und mit Klippen umgeben schien. Um acht Uhr waren wir noch drey Meilen davon. Diese Insel liegt 377 Meilen von Guam, und nach meiner Beobachtung unter  $12^{\circ} 44'$  nördlicher Breite, und  $121^{\circ} 13'$  östlicher Länge von Paris. Die Magnetnadel wich einen Grad nordöstlich ab. Indem wir in die Meerenge einliefen, sahen wir die Insel Samar deutlich. Sie war dem Anscheine nach niedrig, mit Bäumen besetzt, und mit kleinen Inseln umgeben.

Das Kap Spirito Santo auf der nordöstlichen Spitze der Insel Samar kam uns nicht zu Gesichte. Hier landten die Gallionen, wenn sie mit südwestlichem Passatwinde von Acapulco zurückkommen, und hier kreuzte der Admiral Anson im Jahre 1743, als er  
auf

auf die Gallion von Manilla lauerte, die er auch glücklich eroberte.

Die Insel San Bernardino liegt mitten in der Meerenge, die auf der Nordseite von der südöstlichen Spitze der Insel Luffon formirt wird. Zwischen dieser und San Bernardino ist der Kanal vier Meilen, und auf der andern Seite zwischen dem Kap von Samar und San Bernardino fünf Meilen breit. Mit dem nördlichen Passatwinde giengen wir in den nördlichen Kanal längst der Küste Bulusan, auf der Insel Luffon; hingegen nehmen die mit südöstlichem Passatwinde einlaufenden Gallionen den Weg durch den andern Kanal.

So bald wir bey der kleinen Insel San Bernardino vorbehey waren, trafen wir auf einen Strom, der uns mit solcher Gewalt gegen Südwesten forttrieb, daß wir das Schiff kaum regieren konnten. Indem wir längst der Küste von Luffon hin seegelten, sahen wir in Westen von San Bernardino das Etablissement von Bulusan, und in demselben ein großes Gebäude, welches vielleicht eine Kirche war. Wir steckten unsre Flagge auf, und gleich darauf ward auf demselben auch die spanische Flagge aufgezo-gen. Die Küste stellt einen angenehmen Anblick dar, Buchten, die zwar sandig, aber bequem zum landen waren, und verschiedene Mündungen von kleinen Flüssen.

Um zwey Uhr befanden wir uns noch zwey Meilen von der nördlichen Spitze der Insel Capul. Sie ist, so zu sagen, die einzige auf diesem ganzen Wege, bey der man etwas weit seewärts Grund findet. Beym Bleyen zeigte sich auf einer Strecke von drey Meilen eine sehr ungleiche Tiefe, von 70 bis 35 Klaftern in gutem Grunde. Wir fanden ihn erst, als wir die Insel  
San

**San Bernardino** fünf Meilen in Nordosten, und die kleinen Inseln an der Spitze von **Bulusan** nordwärts hatten, und verloren ihn wieder, nachdem wir uns vier Meilen von **Capul** entfernten.

Die Nacht über war wenig Wind, und die Ströme hatten auch sehr abgenommen. Den 30sten November steuerten wir mitten durch den Kanal, zwischen **Ticao** und **Lusson**. Indem wir bey der nördlichen Spitze von **Ticao** vorbehey seegelten, zeigte sich das Etablissement von **Tolentas**, in einer ansehnlichen Größe. Vornehmlich fällt die Kirche dieser Völkerschaft in die Augen. Auf dieser ganzen Strecke erreichten wir in 100 Faden Tiefe keinen Grund. Im Norden blieb auf der Insel **Lusson** der schöne Hafen **Solsogu**, dessen Eingang von der Insel **Bagatao** gedeckt wird, liegen. So bald wir bey den kleinen Inseln nordwärts von **Ticao** vorbehey waren, richteten wir den Lauf gegen die südöstliche Spitze der Insel **Burias**, die wir in der Entfernung von einer Meile passirten; im Süden, zwey Meilen von uns, blieb die Insel **Masbate** liegen, welche drey mal so groß ist.

Man kann sich keine schönere Fahrt gedenken, als die zwischen diesen Inseln; es ist nirgends Gefahr, und man kann allenthalben laviren, weil man nirgends, als nahe an den Küsten, Grund findet. Den 1ten December hatten wir Windstille, Regen und Donnerwetter: wobey wir nicht viel von der Stelle kamen. Den 2ten December entdeckten wir, als das Meer ruhiger geworden, die kleine Insel **Bancu**, fünf Meilen von uns, in Westen; um ein Uhr zeigte sich die Insel **Marinduque**, um deren südliche Spitze wir vorbehey zu kommen, und die beyden nordwestwärts von **Bancu** liegenden Inseln **Sermanas**, oder die zwey Schwestern, zu vermeiden suchten. Auf dieser Durchfahrt,  
die

die ungefähr fünf Meilen breit ist, rissen uns die Ströme sehr hurtig nach der Insel Mindoro; jedoch entfernten wir uns durch etliche Wendungen des Schiffs wieder davon. Die südliche Spitze von Marinduque endigt sich mit einer kleinen Insel. Als wir an der Westküste derselben hinauf seegelten, zeigten sich zwei Meilen von der Küste drey kleine Inseln, welche von den Spaniern die Vicekönige genannt werden. Wir fuhrten bey ihnen eine Meile weit vorbey.

Von hier mußten wir suchen durch Laviren die Spitzen Galban auf der Insel Luffon zu erreichen, um zwischen Galampan und der grünen Insel durchzukommen. Wir hatten wechselsweise bald Windstille, bald Regen, bald Hagel. Den 3ten December gewannen wir die Küste von Luffon, und passirten zwischen ihr und der grünen Insel durch. Bey der letztern bemerkte ich auf der Südostseite einige Klippen. Ich würde diese Durchfahrt, welche zwei Meilen breit ist, allemal der breitem zwischen der grünen Insel und Mindoro vorziehen. Gleichwohl versicherte man mich, daß die Gallionen allemal die letztern wählen, wenn sie von Manilla durch die Meerenge bey San Bernardino nach Acapulco zurückgehen. Seitdem wir uns im Archipel der Philippinischen Inseln befanden, bemerkte ich gar keine Veränderung in der Abweichung der Magnetnadel. Diese Inseln sind insgesammt mit Holz besetzt, und stellen eine angenehme mit Bächen versehene Landschaft dar.

Den 4ten December passirten wir die grüne Insel vorbey, steuerten nach Mindoro, und giengen eine Meile vor der südlichen Spitze der Insel Maricaban vorbey. Denselben Nachmittag sahen wir deutlich die Spitze von Calavite, die Küste von Luffon, die Spitze von San Jago, die Untiefe Taal, die Insel  
Lubang,



Loubang, die Ziegen- und Glückinsel. Auf dieser Durchfahrt, die nicht ohne Gefahr ist, hatten wir widrigen Wind. Wir passirten die Glückinsel in der Nacht, ob uns die Ströme gleich mit aller Macht nach den gefährlichen Inseln Ambil, Loubang, und der Ziegen, führten.

Den 5ten December mußten wir laviren, um den Eingang der Bay von Manilla zu gewinnen. Abends giengen wir auswärts vor der Insel Marivelles, zwe Meilen von der Küste in 30 Faden schwarzem Sand, vor Anker. Endlich liefen wir nach drehtägiger Windstille und widrigem Winde durch die Einfahrt südwärts von Marivelles in die Bay ein, und warfen den 8ten im Hafen von Cavitte, in einer Tiefe von  $3\frac{1}{2}$  Faden, die Anker. Wir fanden hier die königlich spanische Fregatte Venus, unter dem Kommando des Hrn. von Langara, welche sich fertig machte, über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Europa zurückzufehren. Außer dem lagen die Gallionen St. Joseph und St. Karl, nebst verschiedenen andern Schiffen und Arten von Galeeren, im Hafen.

### Aufenthalt in der Bay von Manilla. Beschreibung des Hafens von Cavitte, und unsre Beschäftigungen daselbst.

Die Bay von Manilla ist beynabe rund, sie hat allenthalben ohngefähr eine Tiefe von sieben Meilen, und im Umfange von einer Spitze zur andern zwanzig Meilen. Die Einfahrt sieht gegen Südwest: in der Mitte derselben liegt die Insel Marivelles, welche zwe Meilen lang, und eine halbe breit ist. Die Einfahrt ist auf beyden Seiten gleich sicher. Die auf der Südseite scheint die breiteste, wird aber durch zwe Inselchen

oder Klippen, wovon die eine Fraise nahe an Luffon, und die andre Monja, ganz nahe an der Insel Marivelles liegt, etwas verengt. Die Spanier halten auf dieser Insel einen Posten von etlichen Indianern, um Acht zu geben, ob sie Schiffe entdecken können, welche in die Bay einzulaufen suchen. So bald sie ein Schiff gewahr werden, stecken sie eine Flagge auf, thun einen Schuß, und einige setzen nach Cavitte und Manilla über, um Nachricht davon zu geben. Von Marivelles nach dem Hasen von Cavitte werden ohngefähr sieben Meilen gerechnet.

Dieser Hasen befindet sich auf der Südostseite der Bay, und hat die Gestalt eines Hufeisens. Die Schiffe, deren zwölf Raum haben, liegen in einem Schlammgrunde sehr sicher. Zu seiner Vertheidigung ist eine große Batterie und ein kleines Fort angelegt. Die Spanier halten hier einen Stab, unter dem Befehle eines Kommendanten, der den Titel eines Castillano führt, einen Obersten, Obristlieutenant, Aufseher der Artillerie, und 300 Mann Besatzung. Sie haben ferner ein Arsenal, welches nebst allen dazu gehöriger Werkstätten mit Mauern umgeben ist, Magazine, und Schiffswerfte. Auf der Erdzunge, welche den Hasen auf der Südwestseite umschließt, ist ein großes Dorf, welches von Seeleuten und indianischen Arbeitern von aller Art zum Kalfatern und Ausbessern der Schiffe bewohnt ist, und ohngefähr 1000 Menschen enthält. Es sind drey Kirchen darin. Die Stadt Manilla selbst ist noch  $3\frac{1}{2}$  Meilen vom Hasen entfernt, und ohngefähr in der Mitte der Ostseite der Bay befindlich.

Nachdem wir zu Cavitte die nöthigsten Besuche abgelegt, und für die Sicherheit unsrer Schiffe die nöthigen Maasregeln genommen, begaben wir uns zum Generalstatthalter nach Manilla, der uns sehr  
wohl

wohl aufnahm, und allen Beystand, den wir uns zur Ausbesserung unsrer Schiffe ausbaten, versprach. Von ihm giengen wir zum Erzbischoff, einem ehrwürdigen Prälaten, der uns ebenfalls sehr gütig empfieng. Endlich statteten wir die übrigen gewöhnlichen Besuche ab, z. E. bey den Mitgliedern des königlichen Raths, bey den vornehmsten Officiers, und den angesehensten Einwohnern der Stadt.

Etliche Tage darauf nahm ich ein Quartier in der Vorstadt des heil. Kreuzes, wo gemeiniglich die Fremden wohnen. Die Communication zwischen dem Lande und unsern Schiffen war vermittelst der Schiffe nach hiesiger Landesart so leicht, daß die Arbeit durch unsern Aufenthalt in der Vorstadt von Manilla nicht verzögert ward. Ich versäumte keine Zeit, um den Leck auszubessern, den der Mascarin auf der Fahrt von Guam nach den Philippinischen Inseln bekommen hatte.

Ich ließ dieses Flutschiff zuvörderst abtakeln, und einen Theil des Futters oder der Bekleidung abreißen, um den Leck zu suchen; bey dieser Gelegenheit fand sich, daß es weit stärkere Ausbesserungen nöthig hatte, als wir dachten. Nach genauer Untersuchung ward beschlossen, das Schiff aufs Werst zu legen. Ich ließ ihm eine ganz neue Decke geben, und viele versaulte Hölzer am Vordertheile neu einziehen. Die Stenge des großen Masts taugte auch nichts mehr. Alle diese Ausbesserungen erforderten viele Zeit, weil täglich von unsern besten Matrosen welche durchgiengen, und die Indianer übereilten sich nicht. Die Arbeit ward aber gut gemacht.

Den 15ten Februar 1773 gieng der Castries unter dem Befehle des Ritters Duclesmeur, nachdem

die Ausbesserung und das Kalfatern zu Stande gebracht war, aus der Bay von Manilla nach Isle de France unter Seegel, um den nordöstlichen Passatwind zu nutzen. Statt der entlaufenen Matrosen hatte er 20 Indianer angenommen. Ich blieb also allein zurück, um die Ausbesserung und Besetzung des Mascarin zu vollenden, welche denn endlich auch den letzten Februar zu Stande kam.

Den 1ten März lief ich aus dem Hafen von Cavitte, und legte mich bey der Mündung des Flusses von Manilla vor Anker. Dieser Ankerplatz ist eine Drittmeile vom Flusse entfernt, dessen Mündung von zween Steindämmen formirt wird, welche sich drey Ankeraulängen vom Ufer in die See strecken. Ich legte mich zu dieser Jahreszeit, da keine Windstöße zu befürchten sind, deswegen näher an die Stadt, damit ich die zur Rückreise benötigten Provisionen geschwinder und mit geringern Kosten an Bord schaffen könnte. Alle meine Mühe, die entlaufenen Matrosen wieder zu erhalten, war vergebens. Ich merckte gar deutlich, daß sie zur Desertion verleitet waren. Gleiche Bewandniß hatte es auch mit den Matrosen vom Castries, und so gar von der spanischen Fregatte, die sich genöthigt sahe, die Rückreise nach Spanien mit funfzig indianischen Matrosen, statt eben so vieler spanischen, anzutreten, die der Statthalter, wie man sehr wahrscheinlich vermuthete, zum Weglaufen bewogen hatte, und die sämmtlich den Tag nach der Abreise der Fregatte wieder in Cavitte zum Vorschein kamen. Ich war ebenfalls gezwungen, der Gewalt zu weichen, und nahm dreyßig indianische Matrosen an, um meine Ueberläufer zu ersetzen. Sie bedungen sich aus, daß ich ihnen den Sold auf zween Monathe voraus bezahlen sollte; auch dieses mußte ich mir gefallen lassen, und einige  
liefen

liefen mit dem ausgezahlten Solde dennoch wieder davon: vielleicht hätten sie es alle so gemacht, wenn ich nicht so vorsichtig gewesen wäre, sie, so bald sie angenommen waren, am Bord zu behalten, und nicht anders an Land zu lassen, als wenn sie einen andern Mann an ihren Platz stellten.

Den 8ten März waren alle Lebensmittel am Bord: ich hatte Abschied vom Statthalter, und den übrigen Personen, die eine Stelle bekleideten, genommen: und wartete nun auf nichts, als einen günstigen Wind, um die Seegel aufzuspannen, und die Rückreise nach Isle de France anzutreten. Ehe ich aber diese Insel verlasse, will ich noch einige Bemerkungen über Manilla, und die Kolonie, wovon sie die Hauptstadt ist, hinzufügen.

### Bemerkungen über Manilla, die Hauptstadt der Philippinischen Inseln.

Manilla ist eine der schönsten Städte, welche die Europäer in Ostindien gebaut haben. Alle Häuser sind von Stein, und mit Ziegeln gedeckt. Sie sind groß, bequem und lustig. Die Stadt hat breite, gerade Gassen. Fünf Hauptgassen zertheilen sie ihrer Länge nach, und zehn andre durchschneiden sie in der Breite. Die Stadt formirt ein länglichtes Viereck, und ist mit Mauern und Gräben umgeben. Auf der Flussseite wird sie von einer Citadelle vertheidigt, deren Plan nicht viel taugt, und die abgetragen, und wieder neu aufgebaut werden soll. An jeder von den vier Ecken der Mauern ist eine Bastey.

Man zählt acht Hauptkirchen in Manilla, und vor jeder ist ein öffentlicher Platz. Sie sind insgesammt schön, groß, und reich verziert. Die Kathedralkirche

dralkirche würde auch in einer Hauptstadt von Europa für schön gehalten werden: sie ward vor einiger Zeit von einem Theatiner-Mönche, der ein guter Architekt ist, neu aufgeführt. Die beyden Reihen Pfeiler, welche das Gewölbe des Schiffs und der Seiten-Navaten tragen, sind so, wie die Säulen der Vorderseite, die Altäre, der Fußboden, und die Stufen, von dem prächtigsten Marmor, der im Lande gebrochen wird, und die schönsten Mischungen von Farben darstellt. Der Platz vor der Kathedralkirche ist unter allen der größte und schönste.

Auf der einen Seite der Fassade der Kathedralkirche giebt ihr der Pallast des Statthalters, und auf der andern das schöne Rathhaus eine prächtige Zierde. Auf der Seite des Platzes der Kirche gegen über werden weitläufige Kasernen, darin 8000 Mann Soldaten Raum haben, aufgeführt.

Alle Privathäuser sowohl, als öffentliche Gebäude, haben über dem Bodengeschosß noch ein Stockwerk. Die Spanier wohnen, um der Feuchtigkeit willen, nie im Bodengeschosß, sondern allemal im ersten Stock. Die gewaltige Hitze hat Gelegenheit gegeben, lauter große Zimmer zu bauen, und Gallerien rings um die Häuser außerhalb dem Gebäude anzulegen, damit die Sonne von den Zimmern abgehalten wird. Die Fenster machen einen Theil der Gallerien aus, und die Zimmer bekommen kein andres Licht, als durch die Thüren, welche auf die Gallerien hinausgehen. Das Bodengeschosß dient zu Magazinen, darin allerley Sachen aufbewahrt werden. Um die Feuchtigkeit abzuhalten, wird der Fußboden einen Fuß hoch mit Holzkohlen erhöht, auf diese Schicht wird eine andre von Sand oder feinem Kies gestreuet, und endlich ein Pflaster von Steinen, oder von Ziegelplatten in Kalk darüber gelegt.

Weil

Weil die Philippinischen Inseln häufigen Erdbeben unterworfen sind, so suchet man den Häusern, ob sie gleich von Steinen gebauet sind, dadurch mehrere Festigkeit zu geben, daß man Säulen, oder eiserne Stangen, die unten in der Erde stehen, und bis ans Dach hinauf gehen, in den äußern Mauern vermauert, damit man sie nicht sieht, und zwischen diesen Säulen gehen in jedem Stockwerke starke Balken von einer Seite zur andern, die aufs genaueste in jene befestigt sind, und viel zur Festigkeit des ganzen Gebäudes beitragen.

Manilla steht an der Mündung eines schönen Flusses, der aus einem fünf Meilen einwärts im Lande gelegenen See kömmt, welcher bey den Spaniern Lagoon de Bay genannt wird. Vierzig kleinere Flüsse fallen in diesen See, der zwanzig Meilen im Umfange hat, und an dem man eben so viel Dörfer, als Mündungen, zählt. Er hat seinen Abfluß bloß durch den Fluß Manilla, welcher beständig mit Fahrzeugen bedeckt ist, welche der Stadt Lebensmittel zuführen, womit die vierzig indianischen Dorffschaften sie versorgen.

Die Vorstädte von Manilla sind größer und volkreicher, als die Stadt selbst, und werden zwar von ihr durch den Fluß getrennt, stehen aber doch mit ihr, vermittelst einer schönen Brücke, in Verbindung. Die Vorstadt Ninondo ist vornehmlich von Mestizen, Chinesern und Indianern bewohnt, die insgesammt Handwerker, manche aber auch Goldschmiede sind. In der Vorstadt zum heiligen Kreuze wohnen spanische Kaufleute, Fremde von allerley Nationen, und chinesische Mestizen. Dieß Quartier ist unter allen das angenehmste, weil die Häuser, welche denen in der Stadt an Schönheit nichts nachgeben, längst dem Ufer

Ufer des Flusses gebauet sind, und dadurch viele Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten haben.

Bei allen diesen Vortheilen ist der Platz der Stadt doch schlecht gewählt. Sie liegt zwischen zweien feuer-spendenden Bergen, die eine Verbindung mit einander haben, beständig in Unruhe sind, und der Stadt ohnfehlbar mit der Zeit ihren Untergang bereiten. Diese beyden Berge heißen der von *Lagonne-ed-Taal*, und der *Albay*. Wenn einer brennt, so wirft der andre Rauch aus.

Indessen, bis vielleicht dereinst einige Erschütterungen dieser Vulkane das Schicksal von *Manilla* entscheiden, bleibt sie die Hauptstadt aller spanischen Niederlassungen auf den Philippinischen Inseln. Hier hat der Statthalter seinen Sitz, welcher den Titel eines Generalkapitäns und Präsidenten der Audienz, oder des königlichen Rathes hat. Während der Zeit meines Aufenthalts bekleidete *Don Simon de Anda* diesen Posten. Er war ehemals nur Beysitzer des gedachten Rathes. Als die Engländer zu Ende des vorigen Kriegs *Manilla* eroberten, entwichte er aus der Stadt vor ihrer Uebergabe, und stellte sich an die Spitze der Indianer aus der Provinz *Pampangue*. Ohne auf die geschlossene Kapitulation zu achten, schloß er die Engländer in der eroberten Stadt ein, und setzte dadurch sowohl die Ueberwinder, als Ueberwundenen, in große Noth. Wie er merkte, daß die außerhalb den Mauern wohnenden Chineser den Engländern und Spaniern heimlich Lebensmittel zuführten, ließ er ein barbarisches Gemetzel darunter anrichten, und über 10000 von ihnen über die Klinge springen. Es ist mir so vorgekommen, als ob die Spanier meistens der Meynung waren, daß die Barbarey des *Don Simon de Anda* der spanischen Kolonie mehr schädlich,

als



als nützlich, gewesen. Die Engländer wurden zwar von den Indianern, die es mit dem Don Simon hielten, beunruhigt, sie hatten aber auch wieder andere Provinzen in Luffon aufgeheßt, um den Indianern wieder Indianer entgegen zu stellen: und diese Art von bürgerlichem Kriege schadete der Spanischen Kolonie mehr, als die Wegnahme der Stadt Manilla durch die Engländer.

Dem sey wie ihm wolle, Don Simon ward, als er nach dem Frieden in Spanien ankam, für seinen Eifer im Dienst des Königs belohnt, zum Rath von Kastilien erhoben, und wieder als General-Statthalter der Philippinischen Inseln nach Manilla zurück gesandt. Nach seiner Zurückkunft in Manilla war er sehr thätig, und bemühte sich viele wichtige Projecte auszuführen, die sich aber auf einmal sehr schwer durchsetzen ließen. Er fieng in verschiedenen Gegenden der Stadt ansehnliche Befestigungswerke an, bauete die weitläufigen Kasernen, Dämme an der Mündung des Flusses, eine Pulvermühle, hohe Defen und Schmieden um Eisengruben in Gang zu bringen: kurz er machte den Anfang mit noch vielen andern nütlichen Dingen, deren Ausführung vielleicht besser gelungen wäre, wenn man eines nach dem andern in einer gewissen Ordnung vorgenommen hätte.

Der Archipel der Philippinischen Inseln besteht aus 14 Hauptinseln. Die Regierung ist in 27 Provinzen eingetheilt, welche durch Alcaden regiert werden, die insgesammt unter dem Statthalter und Generalkapitain stehen. Die sämtlichen Inseln sind stark bevölkert: man rechnet auf drey Millionen Einwohner. Sie erstrecken sich vom 10 bis zum 20 Grad nördlicher Breite in der Länge; ihre Breite ist sehr ungleich: an der nördlichen Spitze von Luffon kann man 40 Meilen

len annehmen, sie erweitert sich aber dergestalt, daß die südöstliche Spitze von Mindanao und die südwestliche von Paragoa auf 200 Meilen von einander liegen. Sie sind durchgehends fruchtbar, und sehr gesegnet an allerley natürlichen Producten. Allein obgleich mehr als 200 Jahr verstrichen sind, seitdem die Spanier sich hier niedergelassen, so haben sie es doch nicht so weit bringen können, sich Meister von allen Inseln zu machen. Sie haben keine Niederlassung auf Paragoa, die auf 80 Meilen lang ist, und auf allen kleinen dabey liegenden Inseln. Auf der großen Insel Mindanao von 200 Meilen im Umfange besitzen sie nur einige wenige Stücke Landes: ja sie kennen fast noch nicht einmal das Innerste der Insel Luffon hinlänglich, wo doch ihre vornehmste Niederlassung, die Stadt Manilla, ist.

Luffon ist die größte dieser Inseln, denn sie hat vom Kap Bojador bis an die südlichste Spitze Balusan 140 Meilen in der Länge, und ohngefähr 40 Meilen in der Breite. Im nördlichen Theile von Luffon in der Gegend der Provinz Jlocos giebt es noch alte Völker, mit denen die Spanier bisher nie eine Verbindung errichten können. Sie glauben, daß diese Völker ehemalige Abkömmlinge von den Chinesern sind, welche vielleicht an den Küsten Schiffbruch gelitten, und in den Bergen dieser Gegend von Luffon Niederlassungen errichtet haben; sie versichern, daß viele Indianer die Wege zu diesen Völkern wissen, und gut von ihnen aufgenommen werden, daß sie solche aber den Spaniern sorgfältig verheelen, weil sie im Tausche mit diesen Völkern viel gewinnen, denen es an vielen Dingen fehlt, und die nur Lebensmittel und Gold haben.

Ueberhaupt lebten auf den Philippinischen Inseln, als die Spanier hierher kamen, zweyerley Arten von Menschen: Eingeborne, meistens Schwarze, und Malayanen von rother Farbe. Die erstern wohnten, so wie noch heutiges Tages, in den Wäldern, Bergen, und im Innern des Landes. Sie sind allezeit wild, und die Spanier haben sie bis jetzt weder bezwingen, noch gesitteter machen können. Die letztern bewohnten die Küsten, und waren Kolonien, die sich vormals von Sumatra, Malacca, Borneo und verschiedenen Malayischen Inseln hierher begeben hatten. Als diese Fremdlinge sich des Landes bemächtigten, trieben sie die Eingebornen ins Innere desselben hinein. Diese Bewohner der Küsten wurden von den Spaniern bey ihrer Ankunft bezwungen, und ihre Missionarien haben sie nach der Zeit zum christlichen Glauben bekehrt. Sie hatten eine Art von Polizen, einen Gottesdienst, und einige Künste unter sich. Sie wurden von Königen regiert, deren Familien die Spanier nach und nach vertilgt haben. Sie bedienen sich noch ihrer alten Sprache, und nur bloß die Indianer in der Nachbarschaft von Manilla reden spanisch. Wenn die Missionarien in diese Gegenden kommen, sind sie gezwungen, die Sprachen der Indianer zu lernen, die in den Inseln sehr verschieden sind. Man unterscheidet zwei Hauptsprachen, von denen die andern als Dialekte angesehen werden müssen: die Tagalische Sprache, die auf Luffon und etlichen in der Nähe liegenden Inseln geredet wird, und die Bissaische, welche auf den südlichen Inseln üblich ist.

Unter den Einwohnern dieser Inseln herrscht eine große Verschiedenheit. Südwärts von Luffon liegt die Negerinsel, welche die Spanier deswegen so heißen, weil die Einwohner, die sie daselbst fanden, diese Farbe hatten.

hatten. Sie haben wolligtes Haar, und reden eine besondere Sprache, die sich bloß auf ihre Insel einschränkt. Auf den angränzenden Inseln fanden die Spanier Menschen, die sich den Leib bemalten, wie fast alle Bewohner der Inseln in der Südsee bis nach Neuzeeland. Es scheint, daß diese Völker sich sehr auf die Schiffahrt legten, und daß sie durch verschiedene Zufälle von einer Insel nach der andern geriethen, und auf eine sonderbare Weise mit einander vermengt wurden. Es geschieht noch zuweilen in den südlichen Gegenden des Archipels der Philippinischen Inseln, daß Fahrzeuge an die Küsten verschlagen werden, darin sich ganz wilde Menschen befinden, die man nie gesittet machen können, die eine Sprache reden, welche mit keiner auf den Philippinen üblichen Sprache einige Aehnlichkeit hat, und deren Vaterland man nicht errathen kann.

Ich habe Gelegenheit gehabt, verschiedene eingeborne Wilden der Insel Luffon zu sehen, welche die spanischen Indianer gutwillig nach Manilla brachten. Sie waren sehr schwarz, hatten wolligtes Haar, waren von mittelmäßiger Statur, aber stark und nervigt, übrigens aber ziemlich garstig. Ihre ganze Kleidung bestand in einem Gürtel von Baumrinde. Am Vorderarme trugen sie Armbänder von Federn, auf dem Kopfe Federn, wie alle Bewohner des Südmeers, einen Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken, und einen Bogen in der Hand. Ihr Ansehen war sehr wild, und sie sthienen erstaunt über alles, was sie sahen. An der Stille, die in den Wäldern herrscht, gewöhnt, waren sie über das geringste Geräusch unruhig; sie dreheten den Kopf unaufhörlich von einer Seite zur andern, und ihre beständigen Bewegungen verriethen nichts als Unruhe. Die Spanier giengen gut mit ihnen

nen um, es kam mir aber doch vor, als wenn sie ihre Freyheit höher schätzten, als alle schönen Geschenke, welche der Statthalter ihnen an seidnen und baumwollenen Kleidern machte.

Die Lebensart der Wilden ist in diesen Inseln verschieden. In einigen lebt eine jede Familie beysammen, und macht eine eigne von dem übrigen menschlichen Geschlechte abgesonderte Gesellschaft aus, in andern lebt jeder Mann mit seiner Gehülfinn in den Wäldern ganz allein. Unter den letztern giebt es einige, die sich da, wo die Bäume am dicksten stehen, eine Hütte bauen, darin sie sich des Nachts aufhalten, die ihren Wohnplatz aber oft verändern. Die Spanier stunden lange in dem Wahne, daß es auf der Insel Mindoro eine Art von Wilden mit einem Schwanz gäbe, wie die Affen, allein nach genauern Untersuchungen hat man die Sache falsch befunden. Inzwischen beweiset dieser alte Irrthum doch, daß den Spaniern, als sie diese Inseln zuerst entdeckten, die Verschiedenheit auffiel, die sie unter den Bewohnern dieses Archipels bemerkten.

Die unter spanischer Bothmäßigkeit stehenden Indianer sind sehr braungelb und überhaupt klein. Sie haben glatte sehr schwarze Haare, ein plattes Gesicht, Augen etwas nach Chinesischer Art, und eine kurze eingedrückte Nase. Die Vermischung der Indianer mit den Spaniern und Chinesern hat viele Mulatten hervorgebracht, so daß die Indianer in der Nachbarschaft von Manilla den übrigen in entferntern Gegenden nicht mehr gleichen, sondern viel weißer sind. Man triffe so gar unter den Indianerinnen junge Mägden an, die hübsch und so weiß, wie die Spanierinnen, sind, andre hingegen haben alle Züge der Chineserinnen. Man sieht sehr wenig Europäische Weiber in Manilla. Die  
Spanier

Spanier haben sich unter den Indianerinnen Frauen ausgesucht, und die aus diesen Ehen erzeugten Kinder sind in der zwoten Generation eben so weiß, als die Spanier, geworden.

Die Indianer sind von ihren Siegern von jeher gut behandelt worden, indem diese keine Sklaven daraus machen dürfen. Sie haben ihre alten Malayischen Kleider beybehalten, und nur den Schnitt ihrer Hemden nach Europäischer Art etwas verändert. Ihre Kleidung besteht in weiten Hosen von blauer und dunkelrother Seide, und einem Hemde gemeiniglich von Chinesischer Leinwand, die sehr fein und weiß ist. Dieses Hemde hängt über die Hosen weg, wie ein Chorhemde, und ist oft gestickt.

### Auszug aus dem Tagebuche der Reise des Hrn. von Surville.

Die Herren Laws und Chevalier konnten wegen ihres Credits in Indien wichtige Dinge unternehmen, und thaten deswegen dem Hrn. von Surville, Kapitän eines Schiffs der Ostindischen Kompagnie, den Vorschlag, mit ihnen in Ansehung ihrer Projecte gemeinschaftliche Sache zu machen. Er war nicht nur ein geschickter Seemann, sondern hatte sich auch bereits in verschiedenen Gefechten hervor gethan. Er genehmigte diesen Antrag, und gieng nach Frankreich, um für sich und seine Associirten die Erlaubniß auszuwirken, ein Schiff auf gemeinschaftliche Kosten auszurüsten, und damit in den Indischen Meeren Handlung zu treiben. Die Kompagnie hatte diese Vergünstigung bereits etlichen Privatunternehmern zugestanden, und Bedingungen, wozu sie wegen ihres ausschließenden Privilegiums berechtigt war, vorgeschrieben. Hr. von  
Surville

Surville erhielt diese Erlaubniß um desto leichter, weil die Vorsteher ihn ohnehin zum Commissar ernannt hatten, um die Französischen Niederlassungen in Indien wieder zu erobern, im Fall Hr. Laws abwesend oder gar todt wäre.

Das Schiff, welches Hr. von Surville kommandiren sollte, hieß Johannes der Täufer. Er brachte fünf Monate zu, es in gehörigen Stand zu setzen, nahm auf drey Jahre Lebensmittel mit, und versah sich mit allen Bedürfnissen, damit sein Schiffsvolk tüchtig seyn möchte, die stärksten Strapazen auszustehen. Die Herren Laws und Chevalier machten die Ladung mit kostbaren Waaren voll, so daß sie von großem Werth war, ohne viel Raum einzunehmen. Während diesen Zurüstungen, die eine außerordentliche Reise verkündigten, verbreitete sich ein Gerücht in Indien, daß ein Englisches Schiff im Südmeere eine Insel entdeckt habe, worauf sich außer den andern Merkwürdigkeiten eine Kolonie von Juden befände.

Die Nachricht, welche man von dieser Entdeckung bekannt machte, fand so viel Beyfall und Glauben, daß in Indien niemand mehr daran zweifelte, daß die Absichten der Herren Laws und Chevalier auf diese Insel gerichtet wären, zumal da man deren Reichthümer noch mehr, als die übrigen Producte, herausstrich. Aber Herr Chevalier hat beständig geläugnet, daß er das geringste von der vorgeblichen Entdeckung der Engländer wisse. Bey dieser Versicherung des Hauptunternehmers der ganzen Reise fallen jene Muthmassungen wegen des vornehmsten Endzwecks derselben alle von selbst weg. Es wird inzwischen doch nicht unnütze seyn, das, was von dieser Insel bekannt gemacht wurde, anzuführen, damit man sehe, wie schwer es für einen Geschichtschreiber ist, sich für fabelhafte Nachrichten

zu hüten, wenn so gar diejenigen, welche ihrer Lage und ihrem Stande nach die Wahrheit wissen sollten, sich hintergehen lassen.

Hr. Poivre, dessen Einsichten und Rechtschaffenheit nicht nur alle, die mit ihm genau umgegangen, sondern auch alle ehrliche Leute, die Zeugen seiner Verwaltung waren, hinlänglich kennen, war Intendant von Isle de France, als Hr. von Surville sein Schiff ausrüstete. Man schrieb ihm aus Indien, daß die Rheeder des Schiffs, Johannes der Käufer, eine ansehnliche Summe Geldes bezahlt hätten, um die Kopie des Tagebuchs von einem Englischen Schiffe zu erhalten, welches in der Südsee eine sehr reiche Insel entdeckt, die 700 Meilen von den Küsten von Peru entfernt läge, und Proben von außerordentlich schönen und feinen Zeugen mitgebracht hätte, welche von den Einwohnern dieser Insel verfertigt würden.

Hr. Monneron, dessen Nachrichten, als Supercargo des Johannes des Käufers, man in Ansehung dessen, was die Absichten der Absendung dieses Schiffs betrifft, für glaubwürdig halten sollte, drückt sich in einer Nachricht \*) von der Reise des Hrn. von Surville folgendergestalt aus.

Die Herren Laws und Chevalier, welche den Johannes den Käufer bestimmt hatten, um in Indien von einem Orte zum andern Handlung zu treiben, änderten

\*) Diese geschriebene Nachricht hat mir Hr. von Malsherbes aus seiner Bibliothek anvertraut, um des Hrn. von Surville Originaltagebuch dadurch zu ergänzen: ohne dieselbe wäre das Tagebuch nicht hinlänglich gewesen, um gegenwärtigen Auszug von Hrn. von Survilles Reisen bekannt zu machen.



berten ihren Entschluß, als sich die Nachricht verbreitete, daß ein Englisches Schiff eine Insel im Südmeere entdeckt hätte. Was sie davon erfuhren, schien ihnen so außerordentlich, daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit darauf richteten. Sie sahen die Sache von Seiten der Politik an, und bedachten sich nicht lange, ihre ganze Ausrüstung zu beschleunigen, und bloß ihr Absehen auf diese Insel zu richten, um den Engländern zuvor zu kommen, wenn sie etwa Lust hätten, eine zweite Reise dahin vorzunehmen, und sich in Besitz derselben zu setzen. Vorurtheile und Liebe zum Wunderbaren, die man so häufig bey den Reisenden antrifft, haben vermuthlich die Vortheile in der Erzählung von dieser Insel sehr vergrößert. Allein wenn man auch vieles davon wegfallen läßt, so war es doch natürlich zu denken, daß sie viel reicher, als die übrigen Inseln, seyn könnte, weil sie 700 Meilen von Peru, unter der südlichen Breite von 27°. und 28°. wie Copiaco, liegt, woher die Spanier große Schätze an Gold bekommen. Dem sey wie ihm wolle, Hr. von Surville gieng den 3 März 1769 aus der Bay von Engely im Ganges unter Segel, und seegelte nach Pondichery, nachdem er sich zu Mazalipatnam und Yanvon eine Weile aufgehalten hatte, um seine Ladung vollständig zu machen.“

Hr. von Surville hatte ein Kommando von 24 Soldaten des Indischen Bataillons unter dem Befehl des Hrn. von Saint-Paul am Bord, und lief den zweeten Junius von Pondichery nach den Philippinischen Inseln aus. Die Fahrt hatte nichts merkwürdiges bis zum 17 August, da er dieselben unter der Breite von 18°. 24'. erreichte. Er sah die Babyanischen Inseln, die ihm auf des Dapres Charte um 18'. bis 20'. zu weit südwärts gezeichnet zu seyn schienen. Auf des Pater Murillo de Delarde

Charte, welche Bellin 1752 besorget, sind sie richtiger angegeben. Von den Philippinischen Inseln richtete er seinen Lauf nach den Inseln Baschy, wo er sich etwas aufhalten wollte, und gieng den 20 August zwischen den Inseln Baschy und Monmouth vor Anker.

Dampier ist der erste Seefahrer, welcher dieser Inseln gedenkt; er gab ihnen 1687 den Namen Baschy nach einem Getränke, welches die Einwohner aus dem Saft des Zuckerrohres bereiten, indem sie es gähren lassen, wenn sie zuvor etliche Tage gewisse schwarze Körner darin eingeweicht haben. Es ist ein angenehmes Getränk, und fast in allen Ländern bekannt, wo das Zuckerrohr wächst. Die Indianer auf Baschy betrinken sich oft darin. Der Rausch gleicht in seinen Wirkungen demjenigen, den man von schäumendem Champagner bekommt: und giebt ihnen eine angenehme Frölichkeit.

Die Lobeserhebungen, welche Dampier von diesen Indianern macht, treffen mit den Bemerkungen des Hrn. von Surville überein. Sie gehen nicht mehr mit entblößtem Haupte, wie zu den Zeiten jenes berühmten Seefahrers, die meisten haben runde Hüte aus einer Art von Binsen geflochten; Sie tragen auch keine goldnen Ringe mehr, nicht deswegen, als ob ihnen dieß kostbare Metall unbekannt wäre, sie wissen gar wohl, daß es auf ihren Inseln anzutreffen ist: sondern es scheint vielmehr, daß diese guten Insulaner einen solchen eiteln Puz abgeschafft haben, weil er ihnen ohne Zweifel traurige Vorfälle zugezogen. Sie unterscheiden das Gold nicht nur von andern Metallen durch den Geruch, sondern sie erkennen seine Beschaffenheit und Güte auch dadurch. Man darf sich eben nicht darüber verwundern, daß sich das Gold durch einen  
feinen

feinen geübten Geruch von den übrigen Metallen unterscheiden läßt, da auch das Kupfer, wenn man es reibt, einen starken und unangenehmen Geruch von sich giebt.

Die Pirogen dieser Indianer verbinden Festigkeit mit Leichtigkeit; sie sind so groß, daß 20 bis 30 Personen Platz darin finden. Sie haben Waagschalen, und treiben wahrscheinlicher Weise mit den Spaniern Handlung: denn einer von ihnen hatte ein blaues Hemde, wußte das Zeichen des Kreuzes zu machen, und wiederholte alle Augenblicke den Namen Caspar. Sie sind überhaupt von mittlerer Statur, haben dickes schwarzes Haar, eine Kupferfarbe, ein sanftes rundliches Gesicht, dünne Lippen, aus einander gezerrte und kleine Augen, doch nicht so sehr, wie die Chineser und Malayen. Ihre Weiber sind heftlich, sie tragen vorne bloß eine kleine Schürze, die bis auf die Knie herabhängt.

Diese Indianer wohnen auf den steilsten Bergen, deren Fuß ans Meer stößt, und ihre Dörfer haben keinen andern Zugang, als auf Leitern oder Arten von Treppen, die aus sehr schmalen Stufen bestehen, oder vermittelt höchst beschwerlichen Fußsteigen. Sie haben eine große Menge von Pirogen, die sie zum Fischfang gebrauchen, welcher nebst dem Landbau die Beschäftigung der Männer ausmacht. Die Weiber haben für nichts weiter, als ihre häusliche Wirtschaft, zu sorgen. Man bemerkt hier keinen Unterschied des Standes: eine vollkommene Gleichheit, und eine vorzügliche Güte des Herzens unterscheidet diese Insulaner beynah von allen übrigen Völkern auf dem Erdboden. Hr. Monneron versichert, daß diese gutartigen Indianer nicht nur gar nichts für ihre Bemühung nehmen wollten, sondern nicht einmal zugaben, daß die Matrosen arbeiteten, wenn sie im Stande waren, die Arbeit zu verrichten.

Einige Matrosen von dem Schiffe des Dampier liefen davon, worauf die Einwohner jedem eine Frau und ein Stück Landes nebst den zum Landbau nöthigen Werkzeugen gaben. Diese einstimmige Nachricht bewog drey unsrer Matrosen, eben diesen Entschluß zu fassen, und sich den Tag vor der Abreise unsichtbar zu machen. Sobald Hr. von Surville es erfuhr, ließ er sechs Insulaner auf dem Lande greifen, die er ohne Zweifel in Verdacht hatte, daß sie den Matrosen einen Zufluchtsort verschafft hätten. Sobald die Indianer, welche sehr friedfertig mit dem Schiffsvolke am Bord Handel trieben, sahen, daß man einige von den übrigen festhielt, sprangen etliche in die Pirogen, andre stürzten sich ins Meer, und suchten mit Schwimmen entweder ihre Pirogen, oder das Ufer zu erreichen. Ob sie gleich sehr zahlreich waren, so widersehten sie sich doch den Gewaltthätigkeiten nicht, die man gegen sie ausübte. Denn in der ersten Unruhe wurden 20 am Bord ergriffen, und mit den Händen auf den Rücken gebunden, in die Kajüte geführt. Einige unter den so gebundenen Indianern hatten gleichwohl das Herz, ins Meer zu springen, und so viel Stärke und Geschicklichkeit, daß sie zum großen Erstaunen des Schiffsvolks bis an eine von ihren Pirogen schwammen, welche sich in einer solchen Entfernung vom Schiffe hielt, daß sie nichts zu befürchten hatte.

Man suchte den gefangnen Indianern in der Kajüte begreiflich zu machen, daß man zu dem harten Verfahren gegen sie bloß deswegen geschritten sey, weil man hoffe, ihre Kameraden dadurch zu nöthigen, daß sie die verlaufenen Matrosen wieder bringen sollten. Die Indianer gaben durch Zeichen zu erkennen, daß sie verstünden, was wir haben wollten, und daß man ihnen nur Stricke geben, und sie frey lassen möchte,

wenn

wenn man die Entlaufenen bald wieder zu haben wünschte. Hr. von Surville willigte darein, ließ alle frey, ausgenommen die sechs am Lande in Verhaft genommenen Indianer, und gab ihnen Stricke, worauf sie sich eiligst in ihre Pirogen warfen.

Das Verfahren, welches sie erduldet, und das eifrige Bestreben, mit dem sie sich vom Schiffe zu entfernen suchten, waren Ursache, daß man sich wegen ihrer Rückkehr wenig Hoffnung machte. Desto größer war die Verwunderung, als man sie bald darauf mit großem Freudengeschrey zurückkommen sah. Aus diesem Betragen schloß jedermann, daß sie die drey durchgegangenen Matrosen zurückführten, aber wie groß war das Erstaunen, als sie anstatt der drey verlangten Matrosen drey Schweine zum Vorschein brachten, die mit Stricken gebunden waren.

Das Oberhaupt der Indianer, welcher sie herbeiführte, und dem Hrn. von Surville zeigte, schlug ihn zugleich mit einer unaussprechlich zufriedenen Miene auf die Schulter. Dieser stieß ihn aber mit einer zornigen Miene von sich, und gab ihm zu verstehen, daß er seinen Befehl schlecht ausgerichtet hätte, worüber die guten Indianer in die äußerste Furcht geriethen, sich in ihre Pirogen warfen, und mit größter Eilfertigkeit nach dem Ufer zu ruderten. Einer von ihnen hatte auch ein Schwein mitgebracht, wofür er vermuthlich einen seiner Freunde loszukaufen dachte: aber er wollte es lieber wieder mitnehmen, man mochte dafür bieten, was man wollte, als es verkaufen, da er es zu einer so löblichen Absicht bestimmt hatte.

Nachdem Hr. von Surville 24 Stunden auf seine Matrosen vergeblich gewartet hatte, entschloß er sich unter Seegel zu gehen, und verließ den 24 August die

**Inseln Baschy.** Von den sechs Gefangenen befiel er nur die Hälfte, um die drey entlaufenen zu ersetzen. Diese bezeugten einen sehr lebhaften Kummer, als sie ihre Inseln und Landsleute verlassen mußten. Gleichwohl veränderte diese unverzeihliche Gewaltthätigkeit ihren guten Charakter nicht, sie führten sich während der Reise so auf, daß alle Officiers und das ganze Schiffsvolk sie aufrichtig liebten. Zween von diesen Indianern starben am Scorbut, der dritte blieb in Diensten des Hrn. von Monneron, der ihn mit vieler Güte behandelte.

Hr. von Surville steuerte gegen Südosten. Den 26 August sahe man den schönen Kometen zum erstenmal, der 1769 erschien. Vom neunten bis zum 23 Sept. da wir die Linie unter dem  $146^{\circ}$ . östlicher Länge von Paris nach unsrer Schätzung passirten, hatten wir beständig Anzeichen von nahem Lande. Diese Zeit über benutzten wir den Südwestlichen Passatwind, aber vom 23 Sept. an bis zum ersten October hatten wir entweder Windstille, oder widrigen Wind. Die Anzeichen vom Lande in der Nähe dauerten bis zum siebenten October fort, da wir es unter  $6^{\circ} 56'$ . südlicher Breite entdeckten. Nach unsrer Muthmaßung waren wir unter  $157^{\circ} 29'$ . der Länge von Paris. Wir bestimmten die Lage der Insel, die den Rahmen der erste Anblick bekam: seinen etwas davon entfernten Berg hießen wir den **Gros Morne**.

Von diesem Berge streckte sich eine unabsehbare Reihe von andern Bergen fort. Nach der Entfernung, in der wir von dem Lande waren, zu schließen, muß die Breite  $7^{\circ} 15'$ . seyn. Wir liefen längst dieser Küste bis zum 13 October hin, da wir einen vortreflichen gegen alle Winde geschützten Hafen entdeckten, der von einer Menge kleiner Inseln formirt wird. Hr. von

**Surville**

Surville ließ hier Anker werfen, und nannte den Hafen Prasin. Er liegt unter  $7^{\circ} 25'$  der Breite, und  $151^{\circ} 55'$  der Länge.

Sobald das Schiff befestigt war, näherten sich etliche Pirogen, die auf den Hintergrund des Hafens wiesen, und durch Zeichen zu verstehen gaben, daß dort Wasser und Lebensmittel anzutreffen wären. Hr. von Surville schickte Bote unter dem Befehl des Lieutenants Labbé an Land, welcher sie aber nicht zurückbrachte, ohne daß es etlichen Matrosen und vielen Indianern das Leben kostete. Der Vorfall war dieser:

Der Lieutenant befand sich an einem engen und mit Buschwerk umgebenen Orte; und suchte es zu vermeiden, daß die Bote nicht sitzen blieben, wie die Eingebornen zu wünschen schienen. Er hielt es für klüger vier von seinen Leuten abzuschicken, um den Einwohnern zu folgen, und den Ort zu untersuchen, wo sich das Wasser befinden sollte. Zu ihrer Verwunderung fanden sie nichts, als eine kleine Pfütze, deren Wasser von dem eine Stunde zuvor gefallenem Regen zusammen gelaufen war. Hierauf ward der Sergeant von hier an den Fuß eines Felsen geführt, von dem nur wenig Wasser herabließ. Mit vieler Mühe fand er die Boote wieder, weil ihn seine Führer verlassen hatten. Während daß man den vorgeblichen Wasserplatz aufsuchte, wandten die Indianer vergebens alle Mühe an die Bote hinauf zu schleppen, und an den Bäumen zu befestigen. Sie suchten auch die Matrosen zum Aufsammlen der Cocosnüsse zu bereben, in der Absicht, sie dadurch zu zerstreuen.

Aber der Lieutenant Labbé war zu vorsichtig, als daß er unter irgend einem Vorwande erlaubt hätte, daß die Leute sich zerstreuen durften. Der Tag neigte sich,

und er sahe, daß es unmöglich war, vor Einbruch der Nacht einen Wasserplatz zu finden: deswegen gab er Befehl, daß sich alle Mannschaft einschiffen sollte. So bald die Indianer, die an der Zahl 150, und mit Pfeilen und Lanzen bewaffnet waren, diese Anstalt sahen, machten sie sich zum Gefecht bereit. Ein alter Indianer hob die Augen und Hände gen Himmel, und hielt eine kleine Anrede, um ihnen Muth einzusprechen.

Dies war das Signal zum Angriffe. Verschiedene Matrosen und auch der Lieutenant wurden verwundet; der Sergeant bekam einen tödtlichen Schuß. Darauf gab der Lieutenant Befehl zu feuern. Nach einer zweymaligen Salve geschwind hinter einander verloren die Indianer 30 bis 40 Mann, die theils auf der Stelle erschossen, theils verwundet wurden. So bald die Indianer verschwunden waren, nahm der Lieutenant etliche Pirogen, vernichtete die übrigen, und begab sich an Bord. Als Hr. von Surville von der Jagd zurückkam, bemerkte er auf der kleinen Insel in Nordwesten, bey der Einfahrt des Hafens, fünf bis sechs Indianer, die er auf dem Lande gefangen nehmen wollte, allein sie hatten, ob er ihnen gleich nahe war, so viel Zeit, daß sie ihre Pirogen, die auf dem Grunde saßen, flott machen und einsteigen konnten. Er wußte aber seine Bote so gut zu stellen, daß er ihnen den Weg abschchnitt. Er ließ auf sie Feuer geben, wodurch ein Indianer verwundet ward, und ins Wasser fiel, die andern retteten sich durch Schwimmen. Der Verwundete erreichte das Ufer, und man sahe ihn langsam ins Gebüsch kriechen.

Des Hrn. von Surville Absicht war, sich eines Indianers zu bemächtigen, damit er ihm einen Wasserplatz zeigen sollte. Er konnte sie aber nicht anders, als durch eine List, erreichen, die ihm gelang. Es mußten



ten nämlich zween Matrosen, die Kaffern waren, in eine den Indianern abgenommene Piroge steigen, denen er befohl, genau alle Zeichen der Indianer nachzumachen, mit denen sie übrigens in allen Stücken eine vollkommene Aehnlichkeit hatten. Ein Paar Indianer, die sich in einer Piroge befanden, glaubten in der That, daß sie der Piroge, darin die Kaffern waren, ohne Gefahr folgen konnten, weil sie aus dieser ihren Zeichen schlossen, daß es ihre Freunde und Landsleute wären. Die Kaffern lockten dadurch die Piroge mit den Indianern so nahe ans Schiff, daß man zwey Böte abfertigen konnte, um ihnen nachzusetzen. Man schoß nach den Indianern; einer blieb, und der andre suchte mit Schwimmen die nächste Insel zu erreichen, er ward aber, nachdem er sich lange herzhast gewehrt, gefangen.

Der Indianer hieß *Lova Sarega*, und war 14 bis 15 Jahre alt. Man brachte ihn nach den Inseln auf der Ostseite, damit er uns einen Wasserplatz anzeigen sollte. Er führte einen langen Weg: man merkte aber, daß er unterdessen mit einer Muschel einen Theil der Stricke, womit er gebunden war, durchgeschabt hatte. Nun gab man genauer Acht, und brachte ihn wieder an Bord, weil man nicht länger Lust hatte, seiner Leitung zu folgen, zumal da ein Soldat während der Zeit einen Wasserplatz ausfindig machte, der zu den Schiffsbedürfnissen hinlänglich zu seyn schien. Der junge Gefangene verließ das Ufer mit einem schrecklichen Geschrey, und biß für Bosheit in die Erde.

Herr von *Surville* konnte die Tonnen an diesem Orte desto leichter und sicherer füllen lassen, weil er Befehl gegeben hatte, gleich auf die Pirogen, wenn sie sich zeigten, zu feuern, um sie in der Entfernung zu erhalten. Nachdem diese Feindseligkeiten vorgefallen waren, konnte man unmöglich etwas anders aus diesem

Land, als Holz und Palmkohl (des choux palmistes), ziehen. Der unaufhörliche Regen, welcher während der ganzen Zeit unsers hiesigen Aufenthalts an diesem sumpfigen Orte fiel, verursachte viele Krankheiten, und etliche Matrosen starben so gar am Scorbut. Herr von Surville faßte deswegen den Entschluß, dieses Land den 21sten October zu verlassen, dem er den Namen *Arsacide* \*) gab, weil er hier so viele Feindseligkeiten ausstehen müssen.

Das Land ist mit Holz bedeckt: Es giebt Palm-bäume, wilde Caifeyers, Ebenholzbäume, Tacamahacbäume (*Populus balsamifera*), und verschiedene andre Arten sehr harzreicher Bäume.

Die *Arsaciden*, wie sie Herr von Surville nennt, sind überhaupt von wohl proportionirter Statur, und dauerhafter Gesundheit; einige braunroth, andre schwarz, wie die Kaffern, denen sie vollkommen ähnlich sehen würden, wenn sie dickere Lippen, und eine plattere Nase hätten. Sie pudern sich die Haare und Augenbraunen mit Ocher. Sie machen sich so große Löcher in den Ohren, daß sie allerley Zierrathen hineinhängen können, und durchstechen sich die Scheidewand in der Nase, um einen hölzernen Nagel durchzustechen; sie tragen Armbänder, und am Halse einen weißen Stein in der Gestalt eines Kammes.

Ihre Waffen bestehen in Pfeilen, Bogen, Lanzen, und Keulen; die Schilde sind von Kottin gemacht.

Ihre

\*) *Arsacides* waren eigentlich die Nachkömmlinge des Parthischen Königs *Arsaces*: einige verstehen aber auch gewisse asiatische Völker, die *Assassini*, darunter, die aus dem Norden ein Handwerk gemacht haben sollen, wenn die ganze Erzählung nicht eine Fabel ist. Inzwischen kommt das französische *Assassin* und *Assassinat* davon her. Ueb.

Ihre Pirogen sind sehr leicht, und gehen mit einer unglaublichen Geschwindigkeit.

Als Herr von Surville dieses Land, welches seinem Schiffsvolke so gefährlich gewesen war, verließ, wollte er dem Lova-Sarega seine Freyheit nicht schenken; aber er begegnete ihm während der ganzen Reise mit vieler Güte, und gab ihm seinen Tisch. Lova-Sarega zeigte viel Verstand und Einsicht, vornehmlich eine glückliche Leichtigkeit, verschiedene Sprachen zu lernen. Er zog sich durch seine guten Eigenschaften eine allgemeine Liebe zu. Die jetzt folgenden Nachrichten erfuhren wir durch ihn.

Die Ursaciden leben fast in einem unaufhörlichen Kriege unter sich. Die Gefangenen werden Sklaven der Ueberwinder. Sie erlauben die Mehrheit der Weiber. Die Töchter wohnen bis zur Mannbarkeit in dem Hause der Eltern des ihnen bestimmten Mannes. Sie kennen keine Metalle; ihre Beile und Scheeren sind von einem harten Steine, von der Farbe des Nierensteins, gemacht. Sie kauen Betel mit Arecanüssen und Kalk vermengt \*), den sie vermuthlich durch den Handel mit den benachbarten Indianern bekommen: sie thun noch eine Rinde dazu, die im Geschmacke dem Zimmt ziemlich nahe kommt. Zur Erleuchtung bedienen sie sich gewisser Fackeln, die vom Harz eines Baums gemacht werden, der eine bey ihnen sehr geschätzte Mandel trägt. Dieses Harz hat einen ziemlich angenehmen Geruch, wenn man es brennt.

In

\*) Es sollte vielleicht deutlicher heißen, sie wickeln ein Stück von der Arecanuß (die Frucht einer Art von Palmen) in ein Betelblatt (*Piper Betle Linn.*) und bestreuen es mit Kalk von Musterschalen; wenigstens ist dieses in Ostindien und auf den moluckischen Inseln gewöhnlich. Ueb.

In ihren Wäldern haben sie Lorippapagayen, Cataquois, Ringeltauben, und viele wilde Schweine.

Zu den Gewächsen des Landes gehören die Bananen, das Zuckerrohr, die Ignamen, der Cocusbaum, der Anis, die oberrähnte Art von Mandeln, und Pistacien. Eine Pflanze, die sie *Vinao* nennen, dient ihnen statt des Brods. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Schildkröten, Fische, Eyer, und der *Vinao*.

Im Innern des Landes haben diese Völker ansehnliche Dorfschaften: ihr Beherrscher hat eine unbegrenzte Gewalt. Alle Unterthanen sind verbunden, ihm ihren ganzen Fischfang und alle Producte ihres Landes anzubieten, ehe sie etwas davon in ihre Wohnungen bringen. Sie würden scharf gestraft werden, im Fall sie dieses verabsäumten. Wenn jemand von ohngefähr auf den Schatten ihres Beherrschers tritt, so wird er auf der Stelle ermordet. Die Reichen und Großen des Landes erhalten jedoch, im Fall ihnen dieses Unglück widerführe, Gnade, wenn sie einen Theil ihres Vermögens aufopfern.

Die Aerzte werden bey diesen Völkern sehr verehrt: sie müssen, wenn sie ihre Kunst ausüben wollen, schon bey Jahren seyn. *Lova Sarega* zog die Aerzte seines Landes den Bundärzten auf unserm Schiffe vor, weil diese seiner Meynung nach die Krankheiten zu sehr ins lange zogen.

Diese Indianer thun in ihren Pirogen Reisen von zehn bis zwölf Tagen, und richten sich in ihrer Fahrt nach dem Laufe der Gestirne. Sie handeln mit Nationen, die weniger schwarz, als die übrige, sind, und bringen sehr feine mit Mustern versehene Leinwand zurück, wovon sie sich Leibbinden verfertigen.

Was die Religion dieser Völker anbetrifft, so glauben sie, daß die Menschen in den Himmel kommen, und dann und wann auf die Erde zurückkehren, um ih-

ren Freunden gute und böse Nachrichten zu bringen, und die Derter anzuzeigen, wo der Fischzug am reichlichsten seyn wird. Dieß sind ohngefähr die Nachrichten, die man aus dem Lova Sarega, in Ansehung seines Landes, ziehen konnte, welches nicht weit von dem östlichen Theile von Neu-Guinea zu liegen scheint.

Nachdem Herr von Surville an dem Orte, wo er Wasser eingenommen, verschiedene Inschriften, welche anzeigten, daß er im Namen des Königs von Frankreich Besitz vom Hafen Praslin genommen, zurückgelassen hatte, setzte er seine Reise fort, und fuhr bis zum 6ten November längst der Küste hin, da er das an der Ostspitze liegende Kap vorbei passirte. Er entdeckte verschiedene Inseln, die etwa nur acht bis zehn Meilen vom Ufer liegen. Eine, die er die *Insattendue* nannte, liegt unter  $7^{\circ} 54'$  südlicher Breite. Sie ist niedrig, mit Holz bedeckt, und hat eine sonderbare Figur, indem sie einem Pfeile gleichet; ihre Entfernung beträgt etwa neun Meilen. Eine andre, die man den 30sten November unter  $9^{\circ} 46'$  der Breite, ohngefähr zehn Meilen von der Küste, fand, ist bewohnt, und stellt einen angenehmen Anblick dar. Sie bekam den Namen der Insel des *Contrariétés*, weil wir wegen Windstille und widriger Ströme nicht so geschwind vorbei kommen konnten, als wir wünschten.

Während der drey Tage, daß wir aus Ermangelung des Windes vor der Insel still liegen mußten, wurde das Schiff beständig von Pirogen umgeben. Es kostete aber viel Mühe, bis wir einen Indianer dahin brachten, an Bord zu steigen; so bald er aber oben war, bemächtigte er sich alles dessen, was er glaubte brauchen zu können: man nöthigte ihn jedoch, es wieder heraus zu geben. Er kletterte mit eben der Behendigkeit, als der beste Matrose, den Besaanmast hinan.

an. Nachdem er das Schiff genug besichtigt hatte, überredete er die übrigen Wilden, auch ins Schiff zu steigen. Er gab uns zu verstehen, daß er das Oberhaupt wäre, und daß wir in seinem Dorfe alle Erfrischungen finden würden, die wir nur verlangten, und nöthig haben möchten. Dieß Anerbieten bewog Hrn. von Surville, eine Schaluppe unter dem Befehl des Lieutenants Labbé dahin zu schicken: Kaum war diese aber einen halben Kanonenschuß entfernt, als vier Pirogen sie umzingelten, und sich zum Gefecht fertig machten. Der Lieutenant ließ ihnen aber nicht Zeit dazu, sondern befahl, eine Salve zu geben, die man auf dem Schiffe hörte. Einige Kanonenschüsse jagten die Pirogen aus einander, und die Schaluppe ward beordert, wieder an Bord zurück zu kehren.

Wir erstaunten nicht wenig, daß sich, dieses feindseligen Betragens ungeachtet, eine Menge Pirogen mit Indianern, die bewaffnet waren, dem Schiffe auf einen Flintenschuß näherten. Herr von Surville ließ vier Kanonen, die mit Stücken altes Eisen und Kupfer geladen waren, auf sie abfeuern, welche die armen Indianer zum andern male zerstreuten. Ist es nicht zu beklagen, daß gesittete Nationen einen solchen abschauerregenden Gebrauch von ihrer Gewalt machen, und ohne Nutzen und Absicht Schrecken und Verwüstung unter Nationen ausbreiten, die gegen die ungerichten Bedrückungen der Europäer keine andern Waffen, als Pfeile und Lanzen, zu ihrer Vertheidigung haben!

Lova verstand die Sprache der Indianer auf der Insel der Widerwärtigkeiten nicht. Sie luden ihn umsonst durch Zeichen ein, daß er das Schiff verlassen, zu ihnen kommen, und bey ihnen wohnen sollte. Die Schiffe dieser Indianer sind besser gearbeitet, als die von den Bewohnern des Hafens Praslin.

Herr

Herr von Surville bemerkte, daß die Ströme von der Insel des ersten Anblicks an, bis zu dem gedachten östlichsten Vorgebirge, südwärts führen. Den dritten November sahe er unter  $10^{\circ} 16'$  der Breite drey kleine Inseln, die er wegen ihrer Aehnlichkeit die Drey Schwestern nannte. Indem man das östliche Kap passirt, sieht man zwey kleine platte waldigte Inseln, drey Meilen von der Küste in der Breite von  $10^{\circ} 57'$  die den Namen der Inseln der Befreyung erhielten. Diese Küste ist durch eine Kette von Bergen, mit sehr hohen Gipfeln, kenntbar. Lova versicherte, daß diese lange Strecke Landes nichts, als eine Menge, oder ein Archipel von lauter kleinen Inseln wäre, und daß man auf der andern Seite seines Landes ein Meer ohne Grund anträfe.

Von dieser Küste, die nicht weit von der östlichen Seite von Neu-Guinea entfernt seyn kann, richtete Hr. von Surville seinen Lauf nach Neu-Seeland, dessen Küste sich den 12ten December in der Breite von  $35^{\circ} 37'$  zeigte. Wir konnten aber der widrigen Winde halben nicht eher, als den 17ten, in einer Bay, die Lauriston genannt ward, vor Anker kommen. Hinten in dieser Bay ist eine Bucht, die den Namen Chevalier bekam.

Den folgenden Tag gieng der Kapitän an Land. Das Oberhaupt des Dorfs kam ihm am Ufer entgegen. Die Einwohner, welche hier und da zerstreut standen, hielten Hundefelle und Bündel von Kräutern in Händen, die sie beständig auf- und niederhoben, vermuthlich in der Absicht, ihn zu bewillkommen, und ihre Ergebenheit zu bezeigen. So lief die erste Zusammenkunft ab. Den folgenden Tag begab sich der Kapitän abermals an Land, aber die Aufnahme war anders beschaffen. Die Indianer standen in Haufen beysammen, und waren bewaffnet. Ihr Oberhaupt kam ihm  
in

in einer Piroge entgegen, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er am Rande des Ufers warten möchte, weil es die Indianer vermuthlich beunruhigte, wie sie sahen, daß eine große Anzahl vom Schiffsvolke an Land gegangen war.

Nachdem der Anführer den Herrn von Surville begrüßt hatte, bedeutete er ihn, daß er erst an Land gehen wolle, um mit seinen Leuten zu reden. Als diese Berathschlagung vorbei war, kam er wieder zum Kapitän, und bat sich seine Flinte aus, die er nicht weiter, als durch ihren Knall, kannte. Der Kapitän hielt aber nicht für rathsam, ihm solche anzuvertrauen. Die abschlägliche Antwort schien keinen üblen Eindruck auf den Anführer zu machen, und ohne sich durch den schlechten Erfolg seines ersten Gesuchs abschrecken zu lassen, bat er sich nunmehr den Degen aus, um ihn seinen Leuten zu zeigen. Weil Herr von Surville dieß von keinen Folgen zu seyn glaubte, so überlieferte er ihm denselben. Voll Vergnügen darüber eilte der Anführer zu den übrigen, die mit Ungeduld auf den Ausgang dieser Unterredung zu warten schienen. Der Anführer redete laut und sehr nachdrücklich mit ihnen. Von diesem Augenblicke an schien alle ihre Furcht verschwunden zu seyn: und es wurde zwischen ihnen und dem Schiffsvolke sogleich ein Handel errichtet, wodurch Erfrischungen an Bord kamen, und die Kranken Hülfe von aller Art erhielten.

Der Anführer bat sich beyhm Herrn von Surville aus, ihn an Bord begleiten zu dürfen, welches ihm zugestanden ward. So bald sich das Boot aber vom Ufer zu entfernen anfieng, bewog das Geschrey der Weiber und die Unruhe der Männer den Kapitän, ihn wieder zurück zu bringen, wo er ein Zeuge von der aufrichtigen Zuneigung war, welche die Wilden gegen ihr Oberhaupt hegen.



Den 22sten December verließen wir unsern Ankerplatz, um in die Bucht Chevalier zu gehen, und warfen eine Meile von dem Dorfe in achtzehn Faden Muschelgrund Anker. Hier verlor das Schiff die Anker in einem Sturme, darin es ohnfehlbar Schiffbruch gelitten hätte, wenn es nicht durch geschickte Wendungen an einen andern Platz gebracht worden wäre, wo es bey dem damals wehenden Winde sicherer lag. Wir hatten keinen Anker mehr, der am Tau befestigt war, und mußten aus allen Kräften arbeiten, um einen in Stand zu setzen, daß man ihn fallen lassen konnte. Der geschickte Kapitän behielt in der größten Gefahr seinen Muth unverändert bey, und zeigte in diesen kritischen Augenblicken, daß er alle Hülfsmittel seiner Kunst verstand. Dazu kam, daß seine Leute ein unbegrenztes Vertrauen in ihn setzten, und sich durch den Anblick der größten Gefahren nicht abschrecken ließen, weil sie glaubten, daß er fähig wäre, die schwersten Hindernisse zu überwinden.

Der berühmte Kapitän Cook redet in seiner ersten Reise um die Welt von diesem Sturme; er segelte damals längst den Küsten hin, und vermuthete nicht, daß hier vor ihm ein französisches Schiff gelandet, und in einer Bay vor Anker gelegen, der er den Namen der Doppelten Bay gab. Jedoch diese Insel ist so groß, daß einen dieß gar nicht befremden darf.

Zu Anfange des Sturms versuchte es die Schaluppe, darin sich die Kranken befanden, vergebens, das Schiff wieder zu erreichen, und konnte gleichwohl auch nicht wieder nach dem Dorfe zurückkehren, sondern ward in eine Bucht geworfen, welche davon den Namen der Zufluchtsbucht bekam, und wo sie gezwungen war, so lange zu bleiben, als der Sturm währte. Das Oberhaupt des Dorfs hieß *Naginui*;

er nahm die Kranken in seiner Wohnung auf, schaffte ihnen alle Erfrischungen, die nur in seinem Vermögen stunden, ihnen zu liefern, und weigerte sich, die geringste Entschädigung für sein edles Betragen anzunehmen. Die Schaluppe konnte die Bucht nicht eher verlassen, und an Bord kommen, als den 29sten.

Herr von Surville hatte während des Sturms eines von seinen Bötten verloren, welches hinten am Schiffe gebunden war, und losriß. Er sahe es am Ufer, in der Gegend der Zufluchtsbucht, scheitern. Als er es suchen ließ, fand sich nichts, als das Tau, man sahe aber Spuren, daß die Neu-Seeländer es über das Ufer gezogen, und wieder in einen kleinen Fluß hinabgelassen hatten, in der Absicht, sich desselben zu bemächtigen. Alles Nachsuchen war umsonst, man fuhr den Fluß auf- und abwärts, ohne es zu finden. Der Kapitän beschloß nunmehr, sich auf eine strenge Art wegen des gestohlenen Boots zu rächen, und gab deswegen einigen, bey ihren Pirogen beschäftigten Wilden, ein Zeichen, zu ihm zu kommen. Einer that es, ward aber augenblicklich ergriffen, und an Bord gebracht, die übrigen ergriffen, als sie dieses sahen, die Flucht. Man nahm eine Piroge weg, verbrannte die übrigen; steckte ihre Häuser an, und gieng darauf wieder zu Schiffe. Der Wundarzt und die Kranken erkannten den Wilden sogleich für denjenigen Anführer, der ihnen während des Sturms so großmüthig beystand. Es war der unglückliche *Nagimui*, der sich nach so vielen wichtigen Diensten, die er auf die menschenfreundlichste Art geleistet hatte, die Begegnung wohl nicht vermuthete, als er auf das erste Winken des Herrn von Surville herbeyließ. Man hätte durch diesen Anführer ohne Zweifel genaue und richtige Nachrichten von den Neuseeländischen Producten, und den Sitten der Einwohner einziehen können.

nen. Es findet sich aber in dem Tagebuche des Schiffs nichts davon, als der Tag seines Todes, welcher durch Gram und Strapazen der Reise vermuthlich beschleunigt ward. Er starb den 24sten März 1770, bey den Inseln Juan Fernandes.

Wir übergehen alles, was sich von den Sitten der Neu-Seeländer, und den Producten der Insel in dem Tagebuche des Johannis des Täufers findet, weil nichts gesagt wird, was man nicht schon umständlicher in der Reise des Herrn von Marion gelesen hätte. Uebrigens beschäftigte sich Herr von Surville bloß mit dem, was zur Besorgung und Führung seines Schiffs gehörte, und richtete seine Aufmerksamkeit auf nichts, als was unmittelbar seines Berufs war. Er entschloß sich, Neu-Seeland hurtig zu verlassen, weil es ihm unmöglich war, nachdem er sich so feindselig betragen hatte, Erfrischungen zu bekommen. Er durchschiffte das Südmeer, ohne irgend weitere Entdeckungen zu machen. Als er sich ohngefähr in der Breite der Insel befand, die, wie man glaubte und versicherte, der Hauptendzweck seiner Reise war, lief er zwischen dem 27. und 28° Grad der Breite fort; doch erlaubten ihm die Ostwinde nicht lange in diesem Striche zu bleiben. Der Scorbut und Wassermangel nöthigten ihn, mit den übrigen Officiers eine Berathschlagung anzustellen, darin beschloffen ward, daß nichts anders zu thun übrig wäre, als das Project, diese Insel aufzusuchen, fahren zu lassen, und je eher, je lieber den Küsten von Peru zuzueilen. Diesem Entschlusse folgte Herr von Surville, und richtete den Lauf nunmehr gegen diese Küste, die er auch den 5ten April 1770 entdeckte. Den 8ten wurden die Anker vor der Bank (barre) von Chilca geworfen.

Herr von Surville konnte es nicht erwarten, sich an Land zu begeben, um dem Vicekönige von Peru

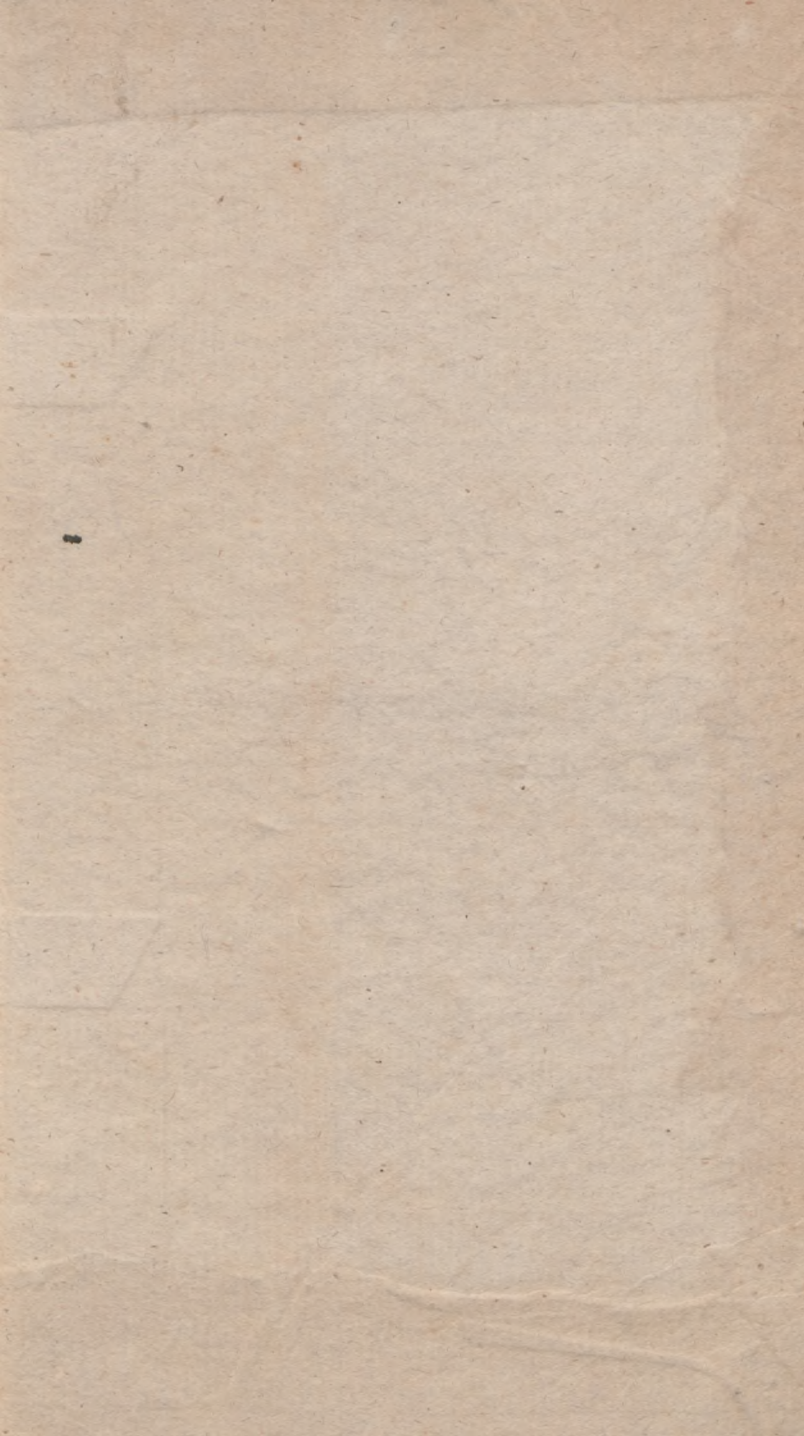
Nachricht von den Ursachen zu geben, die ihn genöthigt hätten, hier einzulaufen; er ließ sich deswegen durch keine Gefahr abhalten, und stieg ins Boot, ob ihm gleich der Lieutenant Labbé, welcher vergebens versucht hatte, zu landen, die dringendsten Vorstellungen that. Er glaubte, die Bank von Chilca gliche der von Pondichery. Er nahm zwar einen Malabaren mit, der ein vortrefflicher Schwimmer war, und über die Bank von Pondichery im stürmischen Wetter schwamm. Allein der unerschrockene Seemann erkannte seinen Irrthum zu spät: sein Boot ward, aller Anstrengung der Ruderer ungeachtet, ein Opfer der kurzen Wellen auf der Bank, wo das Boot scheiterte. Der Malabar war der einzige, welcher mit dem Leben davon kam. Der Lieutenant Labbé übernahm das Kommando des Schiffs, und seegelte, den Absichten des Hrn. von Surville zu Folge, damit nach Callao.

Die Rückreise des Johannis des Täufers nach Europa, und der Aufenthalt im Hafen von Callao, enthält nichts interessantes für die Schifffahrt. Herr von Surville ward von allen Officiers und Matrosen aufrichtig bedauert. Es läßt sich nicht beschreiben, wie viel Vertrauen seine Talente und sein unerschrockener Muth mitten in Gefahren einflößten. Allein sein Betragen gegen die Insulaner, die ihm unglücklicher Weise auf seiner Fahrt aufstießen, die gewaltsame Wegnahme von Menschen, die ohne Vertheidigung waren, und seiner Ehrlichkeit trauten; sein schlaues Verfahren, um diejenigen, die ihm aus Klugheit nicht traueten, zu überlisten, werden ewig Flecken in seinem Nachruhm bey allen denjenigen bleiben, die einige Empfindung von Menschlichkeit und Gerechtigkeit haben.









21266

